Erinnerungen

an

Emilie Linder

(1797—1867.)

Zum Säculargedächtniß ihrer Geburt.

Von Dr. Franz Binder.

München 1897.
Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung.
(E. Stahl jun.)

Vorwort.

Als vor nunmehr gerade dreißig Jahren Fräulein Emilie Linder in München aus dem Leben schied, fühlte ich mich gedrungen, der bescheidenen Künstlerin und großmüthigen Kunstgönnerin einen Nachruf zu widmen, der aus persönlichen Erinnerungen, aus mündlichen und schriftlichen Mittheilungen älterer Zeitgenossen und Freunde, sowie aus Briefen der Verewigten selbst geschöpft war. Das biographische Gedenkblatt erschien drei Monate nach ihrem Tode, im Mai 1867, in den Histor.-politischen Blättern und in einer kleinen Anzahl von Sonderabdrücken, und der Verfasser hatte die Genugthuung, daß das entworfene Charakterbild von den nächstberufenen Stimmen als wahrheitsgetreu erkannt wurde.

Wenn damals noch die Persönlichkeit und das Wirken des Fräuleins verhältnißmäßig nur Wenigen bekannt war, so ist seitdem der Name der mit den hervorragendsten und glänzendsten Geistern verbundenen Malerin durch die biographischen Werke über Cornelius, Friedrich Overbeck, Clemens Brentano, durch die Erinnerungen von Ringseis, die Culturgeschichtlichen Charakterköpfe von W. H. Riehl

und Anderes in weitere Kreise gedrungen, und ein übersichtliches Bild ihres stillen Wirkens dürfte Manchem willkommen sein.

Ein besonderer Gedenktag, die hundertjährige Wiederkehr ihres Geburtstages, am 11. Oktober 1897, bietet mir den Anlaß, meine biographische Skizze heute in erneuter und vielfach erweiterter Gestalt herauszugeben.

Möge das Bild in seiner neuen Gestalt eine gleich wohlwollende Aufnahme finden, und in seiner Wirkung das Wort des Dichters wahrmachen: „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an.“

F. Binder.

Geschrieben in der Sommerfrische
zu Adelholzen
am 18. August 1897.

Der Kreis der Zeugen aus Münchens Blüthezeit, aus jener herrlichen Epoche der zwanziger und dreißiger Jahre, welche mit der Thronbesteigung König Ludwigs I. über der bayerischen Residenzstadt aufging, schmilzt immer mehr zusammen und jedes Jahr reißt neue Lücken. Auch der Name derjenigen, der diese Zeilen gewidmet sind, zählte zu diesem edlen Kreise und war eng verbunden mit den Namen der Besten, welche jene glanzreiche Epoche heraufführen halfen und München zu einem Culturherd schufen, auf den die Augen der gebildeten Welt gerichtet waren. Sonnige Zeit Alt-Münchens! Wer sie miterlebt, spricht von ihr mit der Begeisterung, wie man von der eigenen Jugendzeit redet. Dem nachwachsenden Geschlecht aber wird die Kunde davon bald nur mehr wie eine schöne Sage klingen.

Gar Vielen mag der Name des Fräuleins Emilie Linder zum erstenmal vor die Augen getreten sein, als die Nachricht von ihrem Tode im Februar 1867 durch die Tagesblätter lief. Und doch war ihr Leben nicht gewöhnlicher Art, und obwohl es nie nach außen hervortrat, hat sie doch vielleicht im Stillen mehr gewirkt, als manche geräuschvoll gefeierte Tagesberühmtheit. Aber die stille Anspruchslosigkeit bildete eben einen Grundzug in ihrem Wesen; sie gehört zu den Menschen, die wenig geredet und

viel gethan haben. Es ist darum wohl gerechtfertigt, nachdem sie heimgegangen, öffentlich von ihr zu reden. Nicht um ihres Lobes willen, denn sie hatte eine Scheu vor allem Weltlob, sondern um ihr Andenken unter ihren Freunden und der Nachwelt festzuhalten, um einer selbstsüchtigen, glaubensarmen Zeit das lebendige Beispiel eines reinen, glaubensfreudigen, ganzen Charakters hinzustellen, eines Lebens voll Treue, Uneigennützigkeit und Begeisterung.

Schweizerin von Geburt und ihrer engeren Heimath unwandelbar zugethan, ahnte Emilie Linder wohl selber nicht, als sie in jungen Jahren nach München wanderte, daß sie dereinst ein langes Leben daselbst beschließen würde. Aber über diesem Leben, so einfach es dahinfloß, waltete eine eigenthümliche Fügung, und Niemand hat freudiger als sie selber eine höhere gnädige Führung darin erkannt und gepriesen. Was sie nach München führte, war zunächst die Kunst. In ihrem Plane lag wohl anfänglich nur ein kurzer vorübergehender Aufenthalt; aber die Metropole der deutschen Kunst ist ihre zweite Heimath geworden und noch mehr.

Emilie Linder stammte aus einem reichen Kaufmannshause in Basel, und ist geboren daselbst am 11. Okt. 1797. Sie empfing eine sorgfältige religiöse Erziehung (im reformirten Bekenntnisse ihrer Eltern) und einen vielseitigen Unterricht, der ihren ungewöhnlich regen Geist für ernstere Interessen empfänglich machte. Von ihrem Großvater mütterlicherseits, dem Schaffner Dienast in Basel, der Liebhaber und Sammler von Kunstsachen war, scheint sie Neigung und Talent für die Kunst geerbt zu haben. Dieser Neigung nachgebend, entschloß sich das begabte Fräulein, zur Palette zu greifen und die Malerei zu ihrem Lebensberufe zu wählen. Bei der völlig sorgenfreien Lage, in

welche sie von Hause aus gestellt war, konnte es nur die innere Begeisterung sein, was sie zu dieser Wahl antrieb und fortan an die Staffelei fesselte.

Ueber ihre Anfänge wissen wir nichts. Die Ruhmesstätte Holbeins bot ohne Zweifel für den Anfang Anregung genug. Aber über der deutschen Kunst war eben ein neuer Stern aufgegangen, und diesem zu folgen zog es auch die junge Schweizerin mit Macht aus der Heimath fort — nach München. Die bescheidene Stadt an der grünen Isar begann in jenen Tagen das Ziel der Pilgerfahrt für alle strebenden Kunstjünger zu werden. Auch Fräulein Linder hörte davon, und statt nach Dresden, wie sie vorhatte, wandte sie sich zur weiteren Ausbildung nach München. Ein Empfehlungsbrief führte sie in das Haus des Medicinalraths Dr. Ringseis, des treuesten Freundes von Cornelius, der eben in diesem Jahr an die Akademie berufen worden war. Dr. Ringseis wies der Fremden bereitwillig die ersten Wege, und er wie seine junge Frau fanden rasch Wohlgefallen an dem anspruchlosen, feinfühligen, wenn gleich mehr in sich gekehrten, gehaltenen Wesen der Schutzbefohlenen, ein Wohlgefallen, das sich bei näherem Umgang in warme probehaltige Freundschaft wandelte. Die Basler Kunstbeflissene stand bei ihrer Ankunft zu München in einem Alter von 27 Jahren, aber ihre Hingebung für den erkorenen Beruf war so lebendig, daß sie sich in aller Form als Schülerin in die Akademie der bildenden Künste aufnehmen ließ. In dem Grundbuch der Akademie steht Emilie Linder als Historienmalerin eingeschrieben unter dem 4. November 1824. Sie besuchte die Studiensäle jedoch nur wenige Wochen. Obwohl es nämlich damals üblich war, auch Damen die Aufnahme als Eleven zu gewähren, — Marie Ellenrieder, die

Malerin aus Constanz, und Louise Seidler, Göthe's Schützling aus Weimar, waren die ersten gewesen, welche noch unter Langer's Direktion zugelassen wurden — so erkannte sie doch alsbald das Unbehagliche der Lage in der Umgebung von so verschieden gearteten jungen Leuten, lauter Anfänger wie sie selber. Durch Ringseis' Vermittlung wandte sie sich daher an Professor Schlotthauer, um bei ihm Privatunterricht zu nehmen. Für ein Wesen wie Emilie Linder konnte es keinen passenderen Lehrmeister geben, als diesen gemüthvollen Mann ohne Arg und Trug, eine wahre Nathanaelsseele.

Joseph Schlotthauer, ein Münchener Kind (geb. 1789, gest. 1869), war einer der ersten kunstbegabten Gehilfen und Genossen, welche Cornelius beim Beginn seiner Wirksamkeit in München zu sich herangezogen und in allen Lagen bewährt erfunden hatte. Mit seinem treuen heiteren Gemüth und seinen vielseitig technischen Talenten wurde er der eigentliche Vertrauensmann des großen Meisters, sein alter ego, sein Johannes, sein fünfzehnter Nothhelfer, wie Cornelius in unerschöpflich neuen Kosenamen den verlässigen und gutwilligen Freund anzurufen liebte. An der Ausführung der Fresken in der Glyptothek war Schlotthauer, im Wetteifer mit Heinrich Heß und Clemens Zimmermann, mit glücklichem Erfolge betheiligt, wobei besonders sein koloristisches Geschick, der Glanz der Farbe, die Behandlung des Helldunkels Lob und Anerkennung fanden. Cornelius war es denn auch, der in der Folge die Ernennung Schlotthauers zum Professor und Inspektor der Akademie erwirkte [1]). Unter der Leitung dieses trefflichen

[1]) Ueber Schlotthauer vgl. die lebendig geschriebene Skizze von H. Holland in den Histor.-pol. Blättern Bd. 104, 649 ff.

Meisters, des „eigentlichen Hausvaters der Malerakademie“, wie ihn Brentano bezeichnend genannt hat, setzte Fräulein Linder nun ihre Studien mit allem Ernste fort und machte, nach der Versicherung ihres Lehrers, rasche Fortschritte im strengeren Zeichnen, worin sie bisher weniger geübt als im Malen war; sie vervollkommnete sich in Bälde soweit, daß sie eigene Compositionen auszuführen im Stande war und nun doppelt Freude an ihrem Berufe gewann.

Es war auch eine Lust in jenen Tagen, im Wetteifer mit so vielen begeisterten Kunstjüngern und im Anblick der erstehenden Neuschöpfungen mit zu schaffen und vorwärts zu streben. War es doch die Zeit, da Cornelius das Direktorium der Münchner Akademie übernahm und das neue Zeitalter deutscher Kunst in großartigem Maßstabe einleitete. Ein wunderbares Leben ging zu München auf in jenen Jahren. Cornelius selber gedachte noch im Alter mit Rührung und Erhebung dieser Jugendzeit neudeutscher Kunst. Als er dreißig Jahre später zu Rom — es war beim Ludwigsfest der deutschen Künstler am 20. Mai 1855 — seine durch pikante Streiflichter berühmt gewordene Rede hielt, schilderte er das fröhliche Treiben jener Tage unter anderm mit den Worten: „Als aber König Ludwig den Thron seiner Väter bestieg, da gings erst los! Hei, wie wurde da gemeißelt, gebaut, gezeichnet und gemalt! Mit welcher Lust, mit welcher Heiterkeit ging da Jeder an's Werk! Aber es war eine ernste Heiterkeit; auch war München damals kein Treibhaus der Kunst. Es war eine gesunde, lebenskräftige Wärme, erzeugt durch die hellauflodernde Flamme der Begeisterung, wovon jene Werke mit allen ihren Mängeln das Zeichen an der Stirne tragen. Jene Männer, die dort in brüderlicher Eintracht

zusammenwirkten, sie wußten, daß sie vor dem Richterstuhl der Nachwelt und vor dem der deutschen Nation standen. Es galt hier, daß der deutsche Genius sich auch in der Kunst eine Bahn brach, wie er es in der Poesie, Musik und in der Wissenschaft so glorreich gethan."

In dieser herrlichen Zeit junger Hoffnungen, kühner Entwürfe und freudigen Schaffens begann also Fräulein Linder ihre künstlerische Laufbahn in München. War es da ein Wunder, wenn ihr München täglich besser gefiel und unmerklich eine anheimelnde Macht über sie gewann? An geistiger Anregung fehlte es auch sonst in keiner Weise. Ihre unabhängige Lage und ihre seltene Bildung verschaffte ihr die angenehmste gesellschaftliche Stellung. Im Hause des Herrn von Ringseis, in dem sich schon damals der geistige Adel aus allen Gegenden des Vaterlandes zusammenfand, kam sie mit den bedeutendsten Künstlern und Gelehrten in Verbindung. In seinen „Erinnerungen" bemerkt Dr. von Ringseis: „Mit Rührung und Freude darf ich es mir sagen: Schier alle bedeutungsvollen Fäden im weiteren Schicksale des Fräuleins haben in unserem Hause sich angesponnen; aber mit welch' unvergleichlich liebevoller Freundschaft hat sie es uns und unseren Kindern gelohnt!" Dort lernte sie vor allem Cornelius kennen und ward dann auch in seinen Familienkreis aufgenommen; der Altmeister deutscher Kunst blieb ihr zeitlebens mit herzlicher Freundschaft zugethan. Zu ihren nähern Bekannten zählten ferner die beiden Brüder Eberhard, Heinrich Heß, Franz von Baader. Etwas später, mit der Uebersiedelung der Universität nach München kamen Schubert, Görres, Schelling, dann Lasaulx, Phillips, Möhler, Streber. Auch die beiden Boisserée, die im Herbste 1827 mit ihrer von König Ludwig angekauften Gemäldesammlung

nach München übersiedelten, und andere hervorragende Geister traten ihr bald näher.

In einem so auserwählten Kreise entfaltete sich für die junge Künstlerin ein geistig überaus erregtes Leben, und sie gab sich demselben mit aller Unbefangenheit und mit der ganzen Frische eines Künstlergemüths hin, offen für das Schöne und Große auch in andern Gebieten, in Poesie, Musik und Wissenschaft. Die stille freundliche Malerin war überall gerne gesehen.

Durch all die vielseitige Beschäftigung ging aber, nach dem Zeugniß von Schlotthauer, schon von Anfang an ein ernster Zug, eine Richtung auf das Ewige in dem Vergänglichen. Denn sie hatte in eigenen schmerzlichen Erlebnissen die ernste Seite des Daseins und des Wandels menschlicher Dinge erfahren und kennen gelernt. Auch die Kunst war ihr nicht ein bloßer Zeitvertreib. Die ächte Kunst besitzt eine veredelnde Kraft, und sie empfand was Michel Angelo seiner Freundin Vittoria Colonna gesagt hat: „Die wahre Malerei ist edel und fromm von selbst, denn schon das Ringen nach Vollkommenheit erhebt die Seele zur Andacht, indem es sich Gott nähert und vereinigt.“ Vom Reinen und Hohen angezogen, wandte sich Fräulein Linder mit Vorliebe der religiösen Malerei zu, eine Richtung, in der sie durch das Beispiel ihres wackeren Meisters bestärkt wurde; und es machte ihr, der Protestantin, Freude, wenn sie, an gute Vorbilder sich haltend, erbauende Kirchenbilder malen oder kopiren konnte. Der gute Schlotthauer war auch hierin ihr getreuer Berather.

Um die Hauptwerke christlicher Malerei aus unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen, beschloß sie eine Reise nach Italien zu unternehmen. Ihre erste Fahrt gedachte

sie zuvörderst auf die Städte Oberitaliens zu beschränken, und dieser Plan wurde, im Geleit von Professor Schlotthauer und seiner jungen Frau, schon während des Spätsommers und Herbstes 1825 ausgeführt. Wie vergnüglich gedachte Schlotthauer noch in späten Tagen dieser genußreichen Fahrt! Mailand, Verona, Padua, Venedig, Bologna wurden besucht und an der Hand des kundigen Meisters gemustert; das letzte vorgesteckte Ziel war Florenz. Die andauernde schöne Herbstwitterung verlockte indeß die Reisenden immer weiter, und so gelangten sie noch bis Perugia, dem Mittelpunkt der umbrischen Schule, und von da in das nachbarliche malerisch gelegene Assisi. Hier in Assisi trat ein kleines Erlebniß hinzu, welches für das spätere Leben der Künstlerin eine tiefe Bedeutung gewann.

Der land- und leutekundige Vetturino machte seine deutschen Reisenden darauf aufmerksam, daß in Assisi ein Nonnenkloster von deutschen Franziskanerinnen (Kapuzinessen) bestehe. Eine Colonie armer deutscher Frauen mitten in italischen Landen: das Wort genügte, um die Gesellschaft zu bestimmen, in dem Klösterlein vorzusprechen und die frommen Landsmänninnen in heimischer Sprache zu begrüßen. Sie fanden aber die kleine Genossenschaft in merklicher Noth. Am Sprechgitter ließen sie sich von der Oberin in Kürze die Geschichte des Klosters auseinandersetzen. Es verdankte seine Gründung vier frommen Schwestern aus Michelsbuch bei Deggendorf, welche im 17. Jahrhundert nach Assisi gekommen waren, wo ihnen der Bischof ein Häuschen einräumte, und war der Stiftung gemäß nur für deutsche, besonders bayerische Mädchen bestimmt. Unter Napoleon I. war es aufgehoben und die Nonnen in Privatwohnungen untergebracht worden, wo sie ihr altes Leben auf bessere Zeiten hoffend nach Mög-

lichkeit fortsetzten. Diese Zeiten kamen. Nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft ließ sich der Ankäufer des Klostergebäudes zur Herausgabe herbei, und die armen Tertiarinnen konnten wenigstens wieder einziehen. Aber es ging ihnen so kärglich, daß sie manchmal die Nothglocke läuten mußten, und die Zahl der Bewohnerinnen schmolz. Zur Zeit der Ankunft unserer drei Kunstwanderer zählten sie nur noch ihrer zwölf. Ein Zuwachs war unter den Umständen kaum zu hoffen, und der Bestand des Klosters schien abermals gefährdet. Es drohte die gesetzliche Auflösung und den Nonnen die unvermeidliche Aussicht, in andere italienische Klöster vertheilt zu werden. Den deutschen Schwestern lag aber Alles daran, sich als deutsches Kloster zu erhalten. Dieses trug die Oberin den reisenden Landsleuten in schlichter Offenherzigkeit vor und schloß ihre Erzählung mit der Bitte, bei ihrer Heimkunft in München des deutschen Klösterleins in Assisi nicht zu vergessen und nach ihren Kräften dafür Sorge zu tragen, daß doch junge Schwestern aus Bayern nachkämen, um die bayerische Stiftung vor dem Untergang zu retten.

Die drei Reisenden schieden voll Theilnahme und mit dem Versprechen, der Bitte der Oberin eingedenk zu bleiben. Sie traten dann von Assisi die Rückreise an, nahmen ihren Weg über Genua und trafen im November wieder in München ein. Fräulein Linder nahm ihre künstlerischen Arbeiten jetzt, von neuen Anschauungen erfüllt und gehoben, rüstig wieder auf. An den Winterabenden aber bildeten die Erinnerungen aus Italien gar oft den Gegenstand des Gesprächs im Schlotthauer'schen Hause, und fast ebenso oft schlossen sie mit der Frage: wie machen wir's, daß das Frauenklösterlein zu Assisi Zuwachs an Candidatinnen bekömmt? Das war damals nicht so leicht. Der

Geist der Säkularisation hatte ja auch in deutschen Landen weidlich aufgeräumt; der Strom frischen katholischen Lebens rann meist noch im Verborgenen dahin. Daß er sich aber regte, erfuhren sie jetzt mit Ueberraschung. Durch einen jener unscheinbaren Kanäle, deren sich die Vorsehung zur guten Stunde bedient — im gemeinen Leben heißen sie Zufall — war die Kunde von dem Hilferuf der Oberin in Assisi an einen Ort gedrungen, wo fromme Herzen dafür vorbereitet waren. Eines Tages kam ein Brief aus Landshut an Professor Schlotthauer, von einem ihm unbekannten Bürgermädchen Therese Frisch geschrieben, des Inhalts: sie hätte von dem deutschen Kloster in Assisi und dem Wunsche der dortigen Oberin gehört; in Landshut wären ihrer eine gute Zahl, welche längst das Verlangen nach dem Klosterleben im Herzen genährt, und nur auf die Gelegenheit harren, das Vorhaben nach ihrem Sinne auszuführen; mehrere von ihnen, darunter auch bemittelte, fänden sich nun augenblicklich bereit, nach Assisi abzureisen. Das war eine willkommene Botschaft, und in München ließen es jetzt die Freunde der Oberin an dem Ihrigen nicht fehlen. So hatten sie denn die Freude, mit dem kommenden Frühjahr eine kleine Schaar Candidatinnen nach Assisi abreisen zu sehen. Das Klösterlein der Kapuzinerinnen war gerettet und nahm von da an, mit der steigenden Theilnahme aus Deutschland, einen neuen segensvollen Aufschwung. Von Jahr zu Jahr zogen, von München aus befördert, brave arme Mädchen nach dem stillen Asyle der Frömmigkeit, und dahin zu kommen war, wie Brentano noch zwölf Jahre später (1838) schreibt, „der höchste Wunsch solcher frommen Kinder" [1]).

[1]) Clemens Brentano's Gesammelte Briefe II. 371. 292.

Die Künstlerreise hatte sich somit noch in ganz anderer Weise gelohnt, als die junge Baslerin geahnt und gerechnet hatte. Der Eindruck, den das eigenthümliche Erlebniß auf ihr empfängliches Gemüth übte, konnte deßhalb kein vorübergehender sein. Das Klösterlein in Assisi — was war natürlicher? — trat von da an ihrem Herzen näher und blieb ihr theuer mit allen Erinnerungen, die sich daran knüpften. Die Persönlichkeit der Oberin selbst, ihre einfache Würde und Natürlichkeit hatte sie in wohlthuender Weise angesprochen, und als sie einige Jahre später ihre zweite italienische Reise unternahm, suchte sie Assisi wiederum mit Freuden auf. Es knüpfte sich eine freundschaftliche Verbindung an, die durch eine regelmäßige Correspondenz unterhalten, von Jahr zu Jahr vertrauter wurde. Sie lernte nun das Leben einer freiwilligen christlichen Armuth praktisch kennen — eine Anschauung, die sich in einem Wesen ihrer Art tief einsenken mußte. Sie hatte oftmals Gelegenheit, auch durch thätige Unterstützung sich als warme Freundin des Klosters zu bezeigen. Namentlich zur Zeit des großen Erdbebens (1831 und 1854), wo das Frauenkloster in Noth und Bedrängniß gerieth, ging sie den Nonnen großmüthig an die Hand. Sie blieb überhaupt eine fortwährende Wohlthäterin dieser deutschen Töchter des heiligen Franziskus, und dort, an der Geburtsstätte des Heiligen, ist von dankbaren Seelen viel für sie gebetet worden.

Der Sommer 1826 führte Fräulein Linder in ihre Vaterstadt Basel zurück, wo sie im Hause ihrer verheiratheten Schwester — die Eltern waren bereits gestorben — über ein Jahr lang in stiller Zurückgezogenheit dahinlebte. Ein schmerzliches Erlebniß in München scheint zu diesem Entschlusse mitgewirkt zu haben. In seiner Selbst-

biographie gedenkt Ringseis wiederholt mit großer Wärme eines Freundes und oberpfälzischen Landsmannes Karl Hofmann aus Ensdorf, dessen umfassender und scharfsinniger Geist ihm — bei längerem Leben — eine bedeutende Laufbahn verhieß. Dieser ausgezeichnete junge Beamte hatte im Hause Ringseis Fräulein Linder schätzen und lieben gelernt. Die Malerin ihrerseits ließ bei ihrer mehr in sich gekehrten Natur schwer errathen, ob das unverkennbare Zutrauen, womit sie dem seinigen entgegenkam, eine wärmere Neigung berge oder nicht. Zwar schien es, als gefiele sie sich „vorderhand mehr in idealfreundschaftlichem Verkehr, als daß sie gesinnt wäre, den ernsten Schritt des Ehebündnisses zu thun". Doch glaubten die Nächststehenden, daß nach menschlichem Ermessen das Verhältniß dazu gediehen wäre, „und noch heute steht im schönen Garten der Freyberg'schen Villa (in Maria-Einsiedel bei Thalkirchen) die Hofmanns-Linde, welche von Freunden damals in Erwartung eines solchen Abschlusses und in Anspielung auf beide Namen gepflanzt und betitelt wurde" [1]). Da erkrankte Hofmann plötzlich an Nervenfieber und erlag in wenigen Tagen der Krankheit — zum großen Schmerz des ärztlichen Freundes, der ihn nicht retten konnte, nicht minder aber auch von Fräulein Linder. Die tiefe, wenn auch stille Erschütterung der Malerin gab nun Aufschluß, wie nahe der Entschlafene ihrem Herzen gestanden und „daß vermuthlich ein Brautkranz sich hier in eine Todtenkrone verwandelt habe".

Mit dieser Trauer im Herzen war Fräulein Linder von München nach Basel gezogen, und Frau Ringseis war jetzt die Vertraute, in deren theilnehmende Seele sie

---

[1]) Erinnerungen des Dr. von Ringseis. II. 190.

ihr Herzeleid über den Verlust ausschüttet, in rührenden Briefen ihre Klage um den „theuren verblichenen Freund“ niederlegt. Frau Ringseis muß ihr auch die in Schwanthaler's Atelier befindliche Büste des Verblichenen nachsenden. Am 23. April 1827 schreibt sie derselben: Jetzt gerade sei es ein Jahr, seit sie den Verlust erlitten. „Welche martervolle Zeit und wie tief schmerzende Erinnerung bleibt uns!“ Noch im April eines folgenden Jahres nennt sie den Frühling die Zeit, „wo eine trübe Stimmung mehr als je vorherrschend bei ihr werden will“. (An Cornelius.)

Allein die Isarstadt behielt ihre alte Anziehungskraft und das Jahr 1828 sah die Basler Malerin wieder an der Staffelei in München und unter der Obhut ihres verehrten Mentors. In Begleitung der Familien Ringseis, Schlotthauer, Cornelius und Boisserée machte sie im April 1828 das schöne Dürerfest in Nürnberg mit, woselbst am 300jährigen Todestage Dürers (6. April) der Grundstein zum Denkmal des berühmtesten Nürnberger Meisters in erhebender Weise gelegt wurde.

Im folgenden Jahre aber reifte der Plan zu einer längeren Reise nach Rom. Wie jedes ächte Künstlerherz zog es auch die Basler Malerin nach dem alten Hochsitze der Kunst, nach der ewigen Stadt. Es fand sich erwünschte Gesellschaft: sie reiste mit Frau Carolina Cornelius, einer gebornen Römerin, und deren Töchterchen Maria. Im Geleit und unter dem Schutze des begeisterten Cornelius-Schülers Adam Eberle wurde die Fahrt im September 1829 angetreten. Auf der Hinreise berührten sie, wie schon erwähnt, Assisi — es war am 8. Oktober — und Fräulein Linder hatte die Freude, dem Klösterchen der „Bavarese“ eine neue Candidatin, Katharina Schuster, aus einer geachteten Münchener Bürgerfamilie, zuzuführen, die voll

Dankbarkeit dieses Tages nie vergaß, und fand die Klosterfrauen überhaupt im glückseligen Frieden[1]). Von ihren Segenswünschen begleitet, eilte sie nach der ewigen Stadt, wo sich eine neue Welt vor ihr aufthat.

Schöne glückliche Tage verlebte die Malerin in Rom, und es gefiel ihr so wohl, daß sie an zwei Jahre daselbst gefesselt blieb. Auch hier verkehrte sie mit ausgezeichneten Geistern aus der deutschen Kunstgenossenschaft, und die Gleichartigkeit der Bestrebungen schuf eine freundschaftliche Geselligkeit, die den Aufenthalt in mannigfacher Weise verschönerte. Gelehrte wie Künstler aus der deutschen Colonie verweilten gerne in ihrer Gesellschaft. Hier lernte sie Overbeck kennen, diese Johannisseele unter den Künstlern, dessen Freundschaft für sie und ihre Lebensrichtung so bedeutsam wurde. Neher und Eberle erhielten von ihr Aufträge. Mit dem Maler Ahlborn las sie Dante. Der alte J. A. Koch, der berühmte Landschaftsmaler aus Tirol, erfreute sich an dem Umgange der gemüthvollen Schweizerin und brachte viele Winterabende bei ihr zu. Auch Thorwaldsen, Bunsen, August Kestner und Graf Platen, sowie der Prediger der preußischen Gesandtschaft, von Tippelskirch, gehörten in Italien zu ihren nähern Bekannten.

---

[1]) Den gleichen Eindruck empfingen Cornelius und Schlotthauer, als sie im Sommer darauf ebenfalls des Weges kamen. Sie erlangten vom Bischofe die Erlaubniß, die deutschen Schwestern vom hl. Franziskus in der Clausur zu sprechen. Die unschuldige Heiterkeit und friedenvolle Glückseligkeit der deutschen Nonnen war wahrhaft rührend. Der Bischof aber stellte denselben vor den beiden Künstlern das schönste Zeugniß aus, indem er versicherte, daß er die frommen deutschen Schwestern den italienischen immerfort als Muster vorhalte. (Mündliche Mittheilung von Schlotthauer.)

Von Rom aus machte Fräulein Linder einen längeren Ausflug nach Neapel und Sorrent. Sie verbrachte dort mit einer Gesellschaft von Deutschen, unter denen sich der Dichter Platen befand, den Sommer von 1830 Die wunderbare Poesie der Landschaft und des Himmels von Sorrent, wo sie mit einer Gräfin Egloffstein zusammenwohnte, fleißig Seebäder gebrauchte, Ausflüge nach Capri und Amalfi unternahm, wirkte mit ihrem vollen Zauber auf das offene Gemüth der Künstlerin. Alle drei Künste der Poesie, Musik und Malerei mußten zusammenhelfen, um dem Entzücken und der Naturfreude genügenden Ausdruck zu leihen. Sie wurde unter dem Eindruck der Herrlichkeiten selbst zur Dichterin und wußte ihren in Rom zurückgebliebenen Freunden ihr „reizendes Paradies" mit aller südlichen Farbengluth zu schildern. Wie sie in Rom als Musikkennerin mit Erbauung der altclassischen Kirchenmusik in der sixtinischen Kapelle nachging, so widmete sie am Golf von Neapel dem italienischen Volksgesang ihre Aufmerksamkeit. Es war eine fröhliche Gesellschaft beisammen und es wurde viel gesungen, selbst der Rhythmus und Schwung der Tarantella nachgeahmt. Die Lieder und Melodien, die sie dort miteinander sangen, sammelte sie und nahm sie in die Heimath mit. Platen erinnerte sie in späteren Briefen an diese Tage und bat sie noch von Venedig aus um „die Musik zu den Terzinen und Oktaven, die in Sorrent gemeinschaftlich gesungen wurden".

Bei ihrer Rückkunft nach Rom im Spätherbst desselben Jahres fand sie Cornelius im Kreise seiner Familie dort, und in seiner Gesellschaft Schlotthauer, seinen treuen Achates, dem er die Freude einer Romfahrt verschafft hatte — nicht ohne geheime Mitwirkung von Fräulein

Linder. Cornelius hatte nämlich von München aus ihre großmüthige Mithilfe zur Ausführung dieses Planes angerufen, mit der Zusicherung, daß der ahnungslose „zartfühlende Schlotthauer nie etwas von diesem seinem macchiavellistischen Streiche erfahren" solle. Er hat auch nichts davon erfahren.

Die Anwesenheit des gefeierten Meisters, der zur Ausarbeitung seiner Entwürfe für die Ludwigskirche nahezu ein Jahr an der Stätte Rafaels und Michelangelos verweilte, brachte in die römische Künstlergenossenschaft ein reges freudiges Treiben, und der Rest ihres Aufenthaltes in der ewigen Stadt wurde dadurch auch der Malerin in anziehendster Weise belebt.

Als dann Cornelius im darauffolgenden Sommer (1831) zur Rückreise in die deutsche Heimath rüstete, beschloß auch Emilie Linder, sich ihm und seiner weiblichen Begleitung (Schwester und Tochter) anzuschließen und Rom Valet zu sagen. Ihrer edelsinnigen Mithilfe ist es aber zu danken, daß gleichzeitig auch Overbeck, der seit zwanzig Jahren Deutschland nicht mehr gesehen hatte, mit dem alten Freunde und Bundesgenossen die Reise über die Alpen mitmachen konnte. Overbeck litt seit einigen Jahren an den Folgen eines langwierigen Wechselfiebers. Der Zustand wirkte drückend auf seine Stimmung und Schaffenslust, und nachgerade begann sein Aussehen den Kreis der Freunde zu beunruhigen. Heilsame Hilfe konnte nur eine gründliche Luftveränderung schaffen. Mit warmer Dringlichkeit redete daher Cornelius dem kränkelnden Herzensfreunde zu, einen raschen Entschluß zu fassen und gemeinschaftlich mit ihm die Fahrt ins Vaterland anzutreten. Die Mittel zur Reise aber beschaffte Fräulein Linder durch das entgegenkommende Anerbieten, einen

Cyklus von Zeichnungen zur biblischen Geschichte, zehn meist einer früheren Schaffensperiode angehörige Blätter, von Overbeck anzukaufen. Und so konnte denn die gemeinsame Fahrt zu Aller Freude am 4. Juli 1831 angetreten werden. Eine Schaar deutscher Künstler gab den beiden glücklichen Meistern, den Dioskuren der wiedererweckten Kunst, bis Ponte Molle das Geleit. Dann ging es über Siena nach Florenz, wo die Gesellschaft drei Tage verblieb. Hier trennte sich Fräulein Linder von den beiden Meistern, welche die Reise über Venedig und Tirol nach München fortsetzten, während sie noch einige Wochen länger in der Hauptstadt Toscana's verweilte und dann die direkte Route nach der Schweiz und ihrer Vaterstadt einschlug.

Für die Basler Künstlerin war es ein schwerer Abschied, als sie nunmehr das ihr so theuer gewordene hesperische Land hinter sich ließ, um sich zunächst nach Basel zu begeben, und es ist ihr nicht zu verdenken, wenn sie im Anfang, wie die Briefe aus Basel verrathen, den blauen Himmel Italiens nur schwer vergessen und an die „graue Farbe" des deutschen sich nicht sogleich gewöhnen konnte. Die Frische des Contrastes verlor sich indeß und das Heimathgefühl trat in die alten Rechte ein. Aber der Römer-Aufenthalt blieb ein lichter Punkt in ihren Erinnerungen, und noch in späten Jahren, wenn auf jene Zeit die Sprache kam, konnte die stille Dame ganz warm und beredt werden.

Auch in Rom hatten die Künstler die kunstsinnige Schweizerin nur ungern scheiden sehen. Der alte Koch ließ ihr durch Maler Eberle schreiben, wie sehr er bedaure, „die Winterabende nicht wieder wie früher bei ihr zubringen zu können." Mit Overbeck war seit der Reise, der

er die Wiederherstellung seiner Gesundheit verdankte, eine freundschaftliche Verbindung angeknüpft, die mit jedem Jahre intimer sich gestaltete und zu einer wahren, für beide Theile segensreichen Seelenverwandtschaft erwuchs. Auch W. Ahlborn, der poesievolle Landschaftsmaler aus Hannover, und Andere unterhielten mit ihr einen geistigen Verkehr. Ein gesegnetes Andenken hatte sie aber in der deutschen Künstlercolonie dadurch hinterlassen, daß sie jüngere Talente unterstützte und durch Aufträge ermuthigte. Namentlich der Historienmaler Adam Eberle aus Aachen, ein Schüler des Cornelius schon von Düsseldorf her, Jugendfreund Lasaulx's und Kaulbach's, eine hochbegabte und der edelsten Richtung huldigende, aber mit äußeren Sorgen ringende Kraft, fand an Emilie Linder eine hochherzige Gönnerin, und man darf wohl sagen, daß auf seine letzten Lebensjahre — er starb zu Rom schon 1832 — durch ihre Güte ein letzter Sonnenschein gefallen ist. Die Briefe, die sie von dem Frühvollendeten aufbewahrte — theils während ihrer Anwesenheit in Rom, theils nach ihrer Abreise aus Italien an sie gerichtet — geben darüber reichlichen Aufschluß und beleuchten überhaupt die Art ihres Wirkens nach dieser Seite. Gleich im Anfang ihres Aufenthalts zu Rom hatte sie, als sie seine Lage kennen lernte, ein Oelgemälde bei ihm bestellt, und voll Rührung dankt er der freundlichen Dame für „das Vertrauen, das sie einem Namenlosen durch den ehrenvollen Auftrag" geschenkt habe. Später eignete sie sich auch mehrere Zeichnungen von Eberle an, gleich dem bestellten Oelbilde lauter religiöse Gegenstände, darunter eine Sepiazeichnung, die sie besonders hochhielt und die sie später einem Kupferstecher zur Nachbildung übergab: Petrus und Paulus nach dem Abendlande ziehend. Graf Raczynski

hielt sie einer Abbildung werth in seiner Geschichte der neueren deutschen Kunst (1839) II. 229, und Clemens Brentano gab eine poetische Umschreibung in dem Gedichte: Transitus Apostolorum:

„Sieh! Petrus, Paulus schiffen Hand in Hand
Vom Morgenlande hin zum Abendland.
Die Gnade trägt des Glaubens Schild voran
Und leuchtet vor auf ihrer Sendung Bahn.

Der Glaube, stehend bei des Kreuzes Mast,
Mit starker Hand des Schiffes Steuer faßt,
Der Odem Gottes hoch die Segel schwellt,
Es dringt des Kreuzes Siegruf durch die Welt 2c. . . .“

Als ihr Eberle diese und eine andere, dem alten Testament entnommene Zeichnung als „Ertrag seiner Muse seit ihrer Abreise“ nach Basel zusandte, begleitete er sie mit den Worten: „Was mich hauptsächlich zu diesen Gegenständen hinzieht, ist die gesunde Sprache, die ich bemüht bin in meine Kunst zu übertragen. Deßhalb sehen Sie diese Arbeit bloß als Studien an, die ich für meinen Geschmack nothwendig halte; was daran noch fehlt, weiß ich sehr gut, ohne aber dem Mangel abhelfen zu können. Nehmen Sie es deßhalb wie es ist, ganz schlecht ist es nicht und ist in sehr trüber Zeit entstanden und hängt manche Thräne dran, die wie eine Ader edlen Metalls siebenmal bewährt im irdenen Tiegel durchhinfließt. Auch habe ich schon hier einigen Trost, daß ich nicht ganz vergeblich gearbeitet habe, in dem Urtheil Overbecks, der sie bei Bunsen sah, was mich nicht wenig freute.“ Ihre freigebige Fürsorge hörte nicht auf, ihn der drückendsten Sorgen zu entheben, und Eberle ergießt sich in Worten

---

[1]) Clemens Brentano's Gesammelte Schriften, I. 180.

voll Dankbarkeit für die fortlaufenden Beweise ihrer Güte, noch mehr aber für die zarte Weise und die aufrichtenden Worte, womit sie das alles that.

Auch auf seine religiöse Gesinnung scheint ihr persönlicher Umgang zu Rom wohlthuend gewirkt zu haben. Die Neigung für mystische Schriften, die sie, durch Baader angeregt, in jener Periode nährte, gewann auch bei ihm Boden, und als kurz nach ihrem Abgang Lasaulx nach Rom kam, freute dieß ihn besonders auch deßhalb, weil er mit diesem die liebgewordene gemütherhebende Beschäftigung wieder fortpflegen konnte. Er schrieb ihr darüber am 25. September 1831 nach Basel: „Ein alter Jugendfreund und Landsmann von mir, Ernst Lasaulx, ist jetzt mein beinahe ausschließender und täglicher Umgang . . . Er wird wohl den Winter hier zubringen und meine Wohnung mit mir theilen. Er ist, wie Sie wissen, ein eifriger Anhänger des Schelling und mit der neuern Philosophie, und was für mich noch mehr Werth hat, mit der Mystik des Mittelalters sehr vertraut; ich freue mich, einigen Ersatz Ihrer Gesellschaft an ihm gefunden zu haben, wenn ich auch nicht die Hoffnungen, die er auf die neuere Philosophie setzt, theilen kann; wenn mich auch die Bekanntschaft mit derselbigen über manches Vorurtheil aufklärt, so finde ich mich doch nur mehr und mehr zu dem Einen, was Noth ist, hingezogen, in der festen Ueberzeugung, daß nur an der alleinigen Lebensquelle Jesus Christus unser Durst gestillt werden kann." Ueber seinen Freund fügt er indeß gleich hinzu: „Lasaulx hat übrigens eine sehr tüchtige christliche Unterlage, und wenn einmal sein Können mit seinem Wollen und sein Wollen mit seinem Können Hand in Hand geht, dürfen wir gewiß etwas sehr Tüchtiges von ihm erwarten."

Lasaulx war es dann auch, welcher der gemeinsamen Freundin die Trauerpost von dem unerwarteten Hinscheiden Eberle's nach Deutschland berichtete. Eberle's Plan war gewesen, noch ein Jahr in Rom zu verbringen, dann ebenfalls nach München und unter die Fittige seines Meisters Cornelius zurückzukehren und seiner Kunstwanderfahrt ein Ziel zu setzen. So schrieb er noch selber in einem Briefe vom 7. März 1832. Aber schon einen Monat später hatte er, erst 27 Jahre alt, seine irdische Pilgerfahrt überhaupt vollendet. Er erlag einem Magenleiden. Fräulein Linder hatte den Kranken kurz zuvor noch durch die Zusendung eines Vorschusses erfreut. Unter dem 24. April 1832 meldete nun Lasaulx aus Rom: „Unser Freund Adam Eberle genas am Mittwoch, 18. April, Nachmittags fünf Uhr nach hartem Todeskampf von der Krankheit dieses Lebens; Charfreitag Morgens haben wir ihn heimgetragen . . . (Er ruht an der Pyramide des Cestius.) Drei Tage vor seinem Tode ward ihm noch die große Freude, Ihren letzten Brief und was Ihre Liebe diesem Brief beigelegt, zu erhalten. Er war Einer der wenigen, die ihre Seele reingewaschen im Blute des Lammes, welches von der Welt Anfang geopfert worden . . . Die Lamentationen und das Miserere der göttlichen alten Meister Palestrina und Allegri, welche Sie unsern Freund gebeten für Sie mitzuhören — habe ich für Sie beide mitgehört.“

II.

München war der Künstlerin nun bereits so an's Herz gewachsen, daß sie schon gegen Ende 1832 von Basel wiederum dahin übersiedelte. Nach dem Aufenthalt in

Rom mußte ihr das Leben in der deutschen Kunstmetropole doppelt zum Bedürfniß werden, und in der That blieb die bayerische Hauptstadt fortan ihr ständiger Wohnort. „Ich hänge mit großer Liebe an München, denn es ist mir da schon so viel Schönes und Gutes nahe gekommen", schrieb sie kurz nach ihrer endgiltigen Uebersiedlung, 1833, an Overbeck. Ihr Haus wurde immer mehr eine friedliche Heimstätte aller schönen Künste. Ihre Einkünfte setzten sie in den Stand, durch eine Reihe von Aufträgen nach und nach einen Schatz von Bildern und Handzeichnungen zu sammeln, in dem die Koryphäen christlicher Kunst vertreten waren. Den vornehmsten Platz darunter nahm Overbeck ein mit seinem Cyklus meist biblischer Darstellungen, jenen auserlesenen Handzeichnungen, die im Jahre 1831 in ihren Besitz gelangten und die schon damals bei einer öffentlichen Ausstellung in der Münchener Akademie die allgemeine Bewunderung erregt hatten. Dazu kam das liebliche Bild in Form eines Triptychons „der Jesusknabe im Hause zu Nazareth", in dreifacher häuslicher Beschäftigung: holztragend, Blumen begießend und Wasser schöpfend, das 1836 in ihre Hände kam. Auch das schöne, von ihr hochgehaltene Oelgemälde Overbecks „der Tod des hl. Joseph" entstand damals, ein erhebendes Bild vom Tode des Gerechten überhaupt. Von Cornelius erwarb sie drei Cartons zu den Wandgemälden der Ludwigskirche (Weltschöpfung), in denen dieser gewaltige Geist würdig vertreten war. Ebenso gehörte das Altarbild von Konrad Eberhard, das „himmlische Jerusalem", eine der gedankenreichsten Compositionen dieses trefflichen Meisters, ursprünglich für eine der neuen Kirchenbauten König Ludwigs bestimmt, zu den Kleinodien ihres Hauses; gleichwie der ehrwürdige Künstlergreis selber mit

seiner reinen Kinderseele und innig frommen Schlichtheit hoch in ihrer Freundschaft stand. Im Jahre 1834 zog Schlotthauer in ihrem Auftrage mit einer Anzahl begabter Schüler nach Mailand, um das weltberühmte Abendmahl des Leonardo da Vinci — so viel eben durch die Unbilden der Zeit und den Unfug der Menschen von der ursprünglichen Herrlichkeit noch übrig geblieben — nach bester Einsicht zu copiren. Schlotthauer zeichnete und malte den Christuskopf in der Größe des Urbildes, während seine Schüler die Apostel copirten. Dieser wundervolle Christuskopf bildete fortan ebenfalls eine Zierde der Gemächer der Basler Malerin.

Neben der bildenden genossen auch die beiden Schwesterkünste, die Poesie und Tonkunst, eine bevorzugte Pflege im Hause der Malerin. Sie hatte ein tiefes Verständniß für das Aechte und Edle in der Poesie, und sie folgte den literarischen Erscheinungen der Neuzeit bis in ihr Alter mit theilnehmender Aufmerksamkeit. Ihre eigenen poetischen Versuche kamen nur den nähern Bekannten zu Gesicht; Eberle und Cornelius sprechen davon mit der Ueberschwenglichkeit leicht entzündlicher Künstlernaturen; es waren aber Gedichte darunter, denen selbst Brentano einen höheren Werth beigemessen haben soll. Ihre Bibliothek war eine gewählte, und eine reiche Sprachenkunde vermittelte ihr die Kenntniß der werthvollsten Erzeugnisse der modernen Culturvölker. Ihre ästhetische und wissenschaftliche Bildung stand ihr überhaupt gut an, weil die Bildung des Geistes und des Herzens in ihr gleichen Schritt hielt.

Die Musik griff Fräulein Linder ebenfalls mit dem Ernste einer begeisterten Dilettantin an. Sie übte sie nicht bloß praktisch in mehreren Instrumenten — Aeolodicon

und Harfe sah man immer in ihrem Zimmer — sie ließ sich von Ett auch im Generalbaß und in der Geschichte der Musik unterrichten; Harmonielehre hat sie nach den Vorträgen dieses Meisters, dessen herrliche eigene Compositionen bei aller Vollendung des contrapunktischen Baues sich durch ihre ungemeine Klangschönheit auszeichnen, nachgeschrieben. In den musikgeschichtlichen Vorträgen war es vorzugsweise wiederum das religiöse Gebiet, was ihr Interesse fesselte; ihr historischer Sinn ging überall auf die Anfänge zurück, auf die Entwickung des ächten Kirchenstyls, und zur Erschließung dieser Seite hatte sie in Caspar Ett den rechten Mann gefunden. Uebrigens stand sie auch mit Proske in Regensburg, dem tiefen Kenner alter Kirchenmusik, den sie bei Diepenbrock kennen lernte, in freundschaftlichem Gedankenaustausch. Zuweilen wurden musikalische Kränzchen gehalten, wozu Ett Singknaben vom Chor in der St. Michaelskirche mitbrachte; ältere religiöse Cantaten, Compositionen von Orlando di Lasso, Händel, Abbé Voglers Hymnen und Verwandtes wurden da aufgeführt. Konrad Eberhard, ein begeisterter Verehrer der Tonkunst und des Meisters Ett, der mit Schlotthauer, Schubert, Graf Pocci u. A. den musikalischen Vorträgen beiwohnte und wohl auch selber componirte, sprach noch als Neunzigjähriger (er starb 12. März 1859) mit liebevoller Erinnerung von jenen erhebenden Abenden bei Fräulein Linder.

In dieser allseitigen und ernsten Hingabe an die Kunst, an künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen, für die sie mit stets bereitwilliger Freigebigkeit Opfer brachte, gewann ihr Leben immer mehr idealen Gehalt und zugleich jene Weite des Horizonts und jene Vertrauen erweckende Gediegenheit, wodurch sie sich ihre eigenthümliche anmuthige Stellung in der Gesellschaft begründete. Wenn man fragen

will, was es wohl gewesen, das diese stille Seele einem auserwählten Kreise verband und ihr Haus zu einem anziehenden Sammelpunkt von Gelehrten und Künstlern machte, in dem auch die geistreichsten und tiefsinnigsten sich gerne begegneten, so ist ohne Zweifel darin der Schlüssel zu suchen. Es war das lebendige Verständniß, das sie allen geistigen Interessen entgegenbrachte, das unbefangene Eingehen in die Anschauungen großartiger Naturen, der offene Sinn, womit sie das Schöne und Wahre auf jedem Gebiete ehrte und anerkannte. Es war dann die uneigennützige opferwillige Begeisterung und die ihrem Wesen aufgeprägte Seelenreinheit, die Allen Verehrung einflößte. Eine unwandelbare gemüthvolle Freundlichkeit bei gemessenem Ernst, bei klarer Verständigkeit eine goldene Güte, auf der Höhe eines sonnigen Daseins die tiefere Auffassung des Lebens in allen Erscheinungen — darin ruhte wohl die sanfte Attraktionskraft, womit sie die Sympathien der besten Geister an sich zog und ohne Unterbrechung festhielt.

Ein Charakter solcher Art spiegelt sich am besten in den Freunden. Ihr Leben floß im Allgemeinen so still und geregelt dahin, daß es fast nur in den Beziehungen der Menschen, die ihr nahe standen, an die Oberfläche tritt. Aeußerte sie doch selbst einmal gegen Cornelius, sie fühle es wohl, daß sie ihm durch Briefe näher kommen könne, als im äußeren Leben. „Das äußere Leben", fügt sie hinzu, „hat mich mannigfach eingeschüchtert; das Meiste bleibt deßhalb im Innern und kommt wenig zur Darstellung. Wer aber den Schlüssel zum Innern gefunden, dem wird manche Hieroglyphe zum verständlichen Wort." Es erscheint darum angemessen, daß wir einige wenige aus der großen Zahl ihrer Freunde in einzelnen charak-

teristischen Kundgebungen zu Worte kommen lassen. An erster Stelle steht am füglichsten der Malerfürst der neuen Kunstepoche selber, Peter Cornelius, der von früh an ihr Freund gewesen und nur wenige Wochen nach ihr (am 6. März 1867, dem Tage einer Sonnenfinsterniß) seine irdische Fahrt beschlossen hat. „Die Sonne mußte sich verfinstern, als ein Cornelius starb!“ rief König Ludwig I. bei der Kunde seines Todes. Die Bedeutung des Mannes wird es rechtfertigen, wenn wir etwas ausführlicher bei ihm und seinen Briefen verweilen[1]).

Als Emilie Linder von München aus ihre schon erwähnte Reise nach der Schweiz und nach Italien antrat, war ihr Verkehr mit der Familie des berühmten Meisters bereits so vertraulich geworden, daß er sich auch brieflich weiter spann. Gewöhnlich war es ein italienisch-deutscher Doppelbrief von Carolina und Peter Cornelius, womit sie begrüßt ward; beide gedenken mit freundschaftlicher Wärme ihres Zusammenlebens in München, und der Zuruf: „Sie werden vermißt!“ klingt bei längerem Fernebleiben mehrmals durch. Frau Carolina Cornelius bezeigte ihr, der carissima Emilia, eine rührende Anhänglichkeit. Der geniale Meister ehrte sie aber besonders dadurch, daß er sie von Zeit zu Zeit über seine Entwürfe und Unternehmungen in Kenntniß erhielt. So vor allem, als er mit den Compositionen für die Ludwigskirche in München betraut wurde, wodurch er eine lang gehegte Lieblingsidee der Verwirklichung nahe sah: die Geschichte der Menschheit in großen Umrissen, die Schöpfung, die

---

[1]) Die Briefe, welche Emilie Linder von Cornelius, Overbeck, Eberle, E. v. Lasaulx u. A. empfangen, vermachte sie dem von ihr hochverehrten Abt Haneberg, nachmaligen Bischof von Speyer, der sie mir zur Benützung und Abschrift anvertraute.

Erlösung, die Sendung des Geistes in der Kirche, das jüngste Gericht stand vor seinem Geiste. Da drängte es ihn, der abwesenden Freundin seine Herzensfreude kundzuthun, und die Nachschrift, die er dießmal dem Briefe seiner Frau anfügte, wurde zu einer Dithyrambe. Er schrieb unterm 20. Januar 1829: „Ich kann diesen Brief nicht besser schließen, als durch die Mittheilung einer Sache, die mich so sehr beseligt, und die Sie, meine theure Freundin, ganz mit mir empfinden werden. Denken Sie sich mein Glück! ich soll nach Vollendung der Glyptothek eine Kirche malen. Schon seit 16 Jahren trage ich mich herum mit einem christlichen Epos in der Malerei, mit einer gemalten comoedia divina, und ich hatte häufig Stunden und ganze Zeiten, wo es mir schien, ich wäre dazu ausersehen. Und nun tritt die himmlische Geliebte als Braut mir in aller Schönheit entgegen, welchen Sterblichen soll ich nun noch beneiden? Das Universum öffnet sich vor meinen Augen, ich sehe Himmel, Erde und Hölle, ich sehe vergangene Zeit, Gegenwart und Zukunft, ich stehe auf dem Sinai und sehe das neue Jerusalem, ich bin trunken und doch besonnen. Alle meine Freunde müssen für mich beten, auch Sie, meine theure Emilie! Es grüßt Sie mit brüderlicher Liebe Ihr P. Cornelius."

Die heldenhafte Natur dieses Geistes, der Mann mit den weltumspannenden Ideen, spricht aus diesen Zeilen in der vollen unmittelbaren Frische. In anderen Briefen aus dieser Freudenzeit gewinnt der originelle Humor die Oberhand; er läßt da sich in übermüthig sprudelnder Laune gehen und bittet dann wohl zum Schlusse um ein nachsichtig freundliches Gedenken an „den närrischen Maler Peter Cornelius". Ihre Antworten waren einfacher und gehaltener, aber doch von jener frischen Selbständigkeit,

die einen Geist wie den seinigen vor Allem ansprach. Sie ließ seine geniale Art gewähren, ohne ihrer Wahrheitsliebe und ihrer Würde etwas zu vergeben. So antwortet sie gleich auf seinen ersten Brief, der so freudige Botschaft brachte, am 4. Februar 1829 aus Basel: „Wenn Sie wüßten, in welche herrliche Stimmung mich Ihre lieben Zeilen versetzt haben, ich bin überzeugt: es müßte Ihnen wohlthun. Nicht bloß der, freilich herrliche, großartige Auftrag, der Ihnen geworden, und der mich für Sie und alle Mitlebenden mit recht beseligender Freude erfüllt, hat mich so erhebend ergriffen; aber mehr noch die Weise, wie Sie, der Künstler und Mensch, diesen Auftrag auffassen und empfinden. Es liegt etwas so unaussprechlich Großes und Erhabenes für mich in dieser ächten Begeisterung (— leider! daß so viel unächte in der Welt gefunden wird! —) daß ein einziger Augenblick solchen Erkennens eine jahrelang betrübende Menschenkenntniß aufzuwiegen im Stande wäre. Es zeugt ja eben solche Kraft des Aufschwungs am besten von unserm höhern gottähnlichen Ursprunge, und je seltener er so rein und ächt gefunden wird, desto erquickender befestigt er wieder den Glauben daran, der in der alltäglichen Gemeinheit oft zu sinken beginnt. Daß nun solche Kraft Ihnen geworden und Ihr ganzes innerstes Wesen bis in alle Tiefen hinein davon durchdrungen ist, das ist eine Ueberzeugung, die mich unaussprechlich glücklich macht. Ist mir doch, als wäre mein eigenes Gefühl, Mensch zu sein, dadurch gehoben. Und daß dieser gottbegeisterte Mensch gerade Cornelius ist, und ich diesen Cornelius Freund nennen darf, das erhöht nicht wenig meine Freude." — Cornelius ist denn auch von ihren Briefen „entzückt und erbaut" zugleich, und er macht einmal über dieselben die bezeichnende

Bemerkung: „Alles was Ihre persönliche Erscheinung mir Schönes und Holdes ahnen ließ, tritt durch sie (die Briefe) unbefangener, muthiger und lebendiger hervor, es kleidet Ihnen unbeschreiblich wohl, wenn Sie sich ein Herz fassen.“

Um das Jahr 1831 gewann es einen Augenblick den drohenden Anschein, als ob die Cholera München heimsuchen würde; die Vorkehrungen der obersten Sanitätsbehörden gegen den unheimlichen Gast waren bereits getroffen. Fräulein Linder befand sich damals zu Basel, und von dort aus lud sie in freundlichen Zeilen Cornelius ein, mit seiner Familie Zuflucht an ihrem häuslichen Herd zu suchen. Die ritterliche Antwort des Meisters aus München vom 15. November 1831 lautet wie folgt: „Ihr freundliches Anerbieten, an Ihrem gastlichen Herde die Cholera gleichfalls auszulachen und bei dieser Veranlassung einen uns entsprechenden Decamerone vielleicht zu reproduciren, hatte für mich einen unendlichen Reiz, ich wäre seiner Lockung gefolgt, hätte ich den Muth gehabt, mich zu fürchten. Jetzt aber aus Feigheit für den Tod meiner Ehre, muß ich den Cartätschen der Cholera stehen; da wo mein König und so viele herrliche und ehrenwerthe Männer aushalten, darf der Cornelius nicht davon laufen . . . Ihrem träumerischen Freund werden Sie diesen unanständigen Brief zu gute halten, aber eine Indulgenza plenaria erfleht er, indem er das kecke Geständniß ablegt, daß er Sie unendlich liebt und verehrt. Peter v. Cornelius.“

Um jene Zeit tauchte in Cornelius ein Gedanke auf, der ihn lange beschäftigte, nämlich die Denkwürdigkeiten aus seinem bewegten Künstlerleben aufzuzeichnen, ein Plan, der gewiß die Literatur um ein originelles Werk bereichert hätte und für die Kunstgeschichte der neuern Zeit von

unschätzbarer Bedeutung geworden wäre. Er ist leider nicht verwirklicht worden, aber es ist ein Beweis der Hochschätzung für die heimgegangene Freundin, daß Cornelius die Memoiren in der Form von Briefen an sie niederzuschreiben vorhatte, wie aus den nachfolgenden zwei Briefen des Künstlers erhellt. Sie sind beide mitten aus der fröhlich gehobenen Stimmung heraus geschrieben, in die ihn die großen Entwürfe zu seinem „christlichen Epos" versetzten.

München, 12. Februar 1832: „Sehr verehrte theure Freundin! Dieses soll keine Antwort auf Ihren lieben schönen Brief, den Sie mir durch H. Hauser haben zukommen lassen, sein; es ist nur ein leises Zeichen meines Dankes und meiner innigsten Freude über die Fülle von Wohlwollen und treuer Freundschaft, die Ihr liebes Schreiben für mich unverdienten athmet. Seit einiger Zeit frage ich mich selber, warum mir das Briefschreiben, das wie Sie und die Welt weiß, mir ein Gräuel ist, nun aber durch die Korrespondenz mit Ihnen mich in jene glückliche Zeit versetzt, wo man eine Bibliothek schreiben kann und sich dennoch nicht genügt. Hätte ich jetzt mehr Muße, so würde ich ein altes Projekt, meine Lebensgeschichte nach Art mancher französischen Memoiren in Briefform und an Sie gerichtet nun ausführen, und wenn vorderhand daran nicht zu denken ist, so gebe ich den Gedanken selbst nicht auf . . .

Helden und Künstler (im freiesten und umfassendsten Sinn des Worts) können am besten von reinen weiblichen Seelen aufgefaßt und verstanden werden. Nur Hebe darf dem Alciden den Nektar reichen, nur Beatrice führt den Sänger in's Paradies; Tasso's Wahnsinn ist ein irres Suchen in einem Labyrinth, wo Ariadne's Faden zerrissen, Michelangelo wäre so groß als Maler wie Dante als Dichter, hätte Beatrice ihm den Himmel gezeigt. Raphaels tausendfach beschwingte Psyche trug ein sinnliches Mädchen in's Gebiet der Sterne, ihr animalisches Blut entzündete das seine und tödtete ihn. Wenn ich einmal meine Memoiren schreibe, so werden Sie erfahren, wie es mir in dieser Sache ergangen. Vorderhand lasse ich Sie durch ein Schlüsselloch in mein geheimes Kabinet sehen, es ist ein schlechtes Jugendgedicht, das

Sie nun zur Strafe lesen müssen, weil Sie mich spottweis einen Dichter nannten[1]. — Ich weiß nicht warum ich Ihnen dieses schlechte Gedicht mittheile, mir scheint, als übten Sie einen Zauber über die Geister meiner Lebensgeschichte und sie müßten Ihnen erscheinen; vielleicht könnte dieser Brief einst als Zueignung zu benannten Memoiren dienen, weil er wie eine Ouvertüre die Hauptmotive in sich faßt. Nun leben Sie wohl und nehmen Sie kein Aergerniß an dieser leichten Fastnachts-Arabeske. Meine Frauenzimmer grüßen Sie auf's herzlichste, von Rom haben wir gute Nachricht. Der Himmel segne Sie, gebe Ihnen Heiterkeit und Freude, und führe Sie bald zu uns. Unterdessen aber schreiben Sie recht oft und recht bald Ihrem treuesten Freunde P. Cornelius."

Fräulein Linder begrüßte den in diesem Briefe berührten Plan einer „Lebensgeschichte in Briefform" mit lebhafter Zustimmung und forderte den Meister mit warmen Worten auf, den hingeworfenen Gedanken frischweg aufzugreifen und zur Ausführung zu bringen. In ihrer Antwort vom 3. April 1832, die ihre Denkweise trefflich charakterisirt, schreibt sie[2]:

„Sie sprechen in Ihrem Briefe von einem Projekte, dessen ich mich aus mündlichen Aeußerungen noch wohl erinnere, und das mich jetzt wie auch damals mit Freude, aber auch zugleich mit Bedauern erfüllt; weil jetzt wie damals derselbe hemmende Grund, Mangel an gehöriger Muße, sich gegen Ihre Autobiographie verschwört und, ich fürchte, noch oft verschwören wird. Ja, wüßte ich irgend eine nöthigende Zauberformel, ich würde nicht aufhören, Ihnen solche zuzurufen, bis daß die Memoiren angefangen und fortgesetzt würden. Ihre Aeußerung, diese Memoiren in Briefform an mich richten zu wollen, klingt so schmeichelnd an mein Inneres, daß etwas aufgeregter Stolz, Eitelkeit wohl

---

[1]) Es ist in der That ein sehr jugendliches, jetzt bei E. Förster (II. 70) abgedrucktes Gedicht „an die Muse", mit dem Anfang:

„Vertraut nur hab' ich allein
Dir Muse, o himmlische Freundin 2c."

[2]) Bei Förster, Peter v. Cornelius. II. 71.

auch, bei der redlichen Theilnahme an der Sache selbst zu Stimmführern werden konnten; doch habe ich nach strenger Prüfung meine Theilnahme ganz rein erfunden. Denn wahrlich! wenn Sie auch die Briefe an jemand Andern richten, der ihrer jedenfalls leicht würdiger wäre, als ich — meine Theilnahme bleibt durchaus dieselbe. Und so darf ich Sie mit gutem Gewissen dazu auffordern, ja drängen. Könnte ich Ihnen dabei irgend behilflich sein, wie gerne würde ich's . . . Verschieben Sie es nicht zu lange! Fangen Sie wenigstens an! Es muß Ihnen ja wohl auch schön sein, einmal wieder so recht in eine bewegte, reiche und bedeutende Vergangenheit zu tauchen, in der doch alle Keime und Blüthen liegen von dem, was nun zur schönen Frucht gereift; ein schmerz- und wonnebewegtes Leben wieder durchzuleben, einer leise und liebend führenden Leitung nachzuspüren, und den Lebensfaden aufzufinden, der das Diesseits mit dem Jenseits verknüpft. Es wird Ihnen selbst gewiß mannigfachen Gewinn bringen. So theilen Sie diesen mit Freunden, die Ihnen anhängen; mit späteren Nachkommen, denen des Mannes inneres Leben nicht gleichgiltig sein kann, der ihnen in Bildern so Großes, Hehres vorgeführt . . .

Ich lese und lese wieder Ihre Zeilen. Sie haben darin ein tiefes Wort ausgesprochen, in Beziehung auf Seelenverwandtschaft und geistiges Erkennen, und Ihre Zusammenstellung großer Menschen ist sehr wahr Ich denke, das Ganze beruht auf dem klarsten Verständniß der Liebe — nicht wie sie die Welt nimmt — und läßt sich zurückführen zum Ursprung der Schöpfung, sowie zum Erlösungswerk der Menschheit. Jedes solche tiefere Erkennen ist ein Aufschwung in das Paradies und in das Himmlische, wo die Seele die Trägerin des Geistes ist. — — Ihren Lieben meine besten Grüße. Sie haben doch gute Nachrichten aus Rom? Recht von Herzen und in treuer Verehrung Ihre Freundin Emilie Linder."

Ein Vierteljahr später kommt Cornelius nochmal auf denselben Gegenstand zurück, indem er der Freundin eine Durchzeichnung seiner neuesten Composition zu den Wandgemälden der Ludwigskirche (die Geburt Christi d. i. die Anbetung des Neugebornen durch die Hirten und die Magier) nach Basel sandte, die er mit den Worten begleitete:

München, 21. Juni 1832. „Beiliegend finden Sie eine kleine Pause nach einer eben gefertigten Zeichnung zu einem großen Carton (Gegenstück der Kreuzigung), und statt sie Ihnen zu erklären, bitte ich mir eine Erklärung darüber von Ihnen aus, es hätte für mich einen Reiz, in Ihrem Geiste den meinigen gleichfalls veredelt und anmuthiger wieder zu sehen. Welche Coketterie! höre ich Sie lächelnd ausrufen, indessen hoffe ich dennoch Gnade vor Ihren Augen zu finden, und wenn es wahr ist, daß Künstler viele verwandte Seiten mit den Frauen haben, so wird diejenige, die uns spornt, denen zu gefallen, die wir lieben, wohl einige Nachsicht finden.

Ich beschäftige mich oft auf meinen einsamen Spaziergängen mit der Anordnung der zu schreibenden Memoiren, es fangen die Massen an sich zu bilden; aber ohne daß Sie die letzte Hand daran legen, wird es nicht zu produziren sein. Ich könnte mich nie entschließen, es anderen Händen anzuvertrauen. Bei der Ricapitolazion meines Lebens finde ich den Inhalt reicher als ich selbst anfangs dachte, sehr schwer wird mir die Behandlung mancher Zustände desselben sein; wie leicht verliert manches Verhältniß seine Farbe und seinen ächten Charakter, wenn nur etwas weggelassen wird; und dennoch muß dieses wahrscheinlich sehr oft geschehen, wenn dieses Werk noch zu meiner Lebzeit erscheinen soll. Ehe ich anfange zu schreiben werde ich Ihnen, theuerste Freundin, einzelne Abschnitte mündlich mittheilen, und alsdann kann darüber hin und her gesprochen werden, worauf ich mich freue, weil es die Sache reifen macht. Es grüßt Sie mit innigster Verehrung und Liebe Ihr ganz ergebener P. v. Cornelius."

Endlich sei es noch gestattet, eines Briefes Erwähnung zu thun, den er von Rom aus am 12. Oktober 1833, während er eben an der Composition zum Weltgericht arbeitete, an sie nach München richtete; der Ton läßt ihn wieder in seiner vollen launigen Schaffenslust erkennen — nennt er doch selber diese Zeit schöpferischer Kunstthätigkeit seine „Hochzeit" — dient aber in einzelnen Aeußerungen zur beiderseitigen Charakteristik:

„Meine edle Freundin! Es ist in der That zu arg! Noch immer hat er nicht geschrieben? nicht einmal auf den schönen Brief

von Salzburg geantwortet? nun! da muß ich sagen, da bin ich begierig, wie er sich verantworten will. So höre ich den Schlotthauer ausrufen, selbst Schubert schüttelt bedenklich den Kopf, Sie selbst aber schweigen und denken. — Ich selbst wäre in Verzweiflung, mich zu rechtfertigen, denn meine besten Pfeile habe ich schon bei solchen Gelegenheiten bei Ihnen verschossen, die schönsten Wendungen, die feinsten Gedanken sind schon gebraucht. Ich wäre in Verzweiflung, sage ich, wenn nicht das Ungeheuerste, das Unerhörteste, wenn nicht das Weltgericht selbst mich in Schutz nähme. Nie hat man wohl eine Dame auf eine großartigere Weise um Verzeihung gebeten, und indem ich das Universum zu Ihren Füßen lege, erwarte ich getrost mein Urtheil. — Nun ist die Zunge gelöst! und ich darf Ihnen sagen, daß ich eine selige Zeit, die Hochzeit, die Zeit der Erfüllung meiner heiligsten Wünsche hier feiere, wie wenige Menschen erlangen ein solches Glück! und wie wenig ist diese Welt geeignet zu solcher Erfüllung!

Wie gerne zeigte ich Ihnen meine jetzigen Arbeiten, obschon es mir immer vorkam, als wären sie für Ihren stillen Sinn viel zu gewaltsam und überschwänglich, Overbeck müssen Sie unendlich mehr lieben, bei mir lassen Sie Gnade vor Recht ergehen. Wie habe ich mich ehemals über solche Dinge grämen können! Welch' ein Schatz ist ein tiefer ganzer unheilbarer Schmerz! er bringt uns mehr als die höchste Beseligung, die dieses arme Leben bieten kann, dem Heiligen nahe, er ist treuer, unabläßiger, er führt uns in die Einsamkeit, in uns selbst. Sie ahnden wohl, was ich meine, täglich danke ich's dem Himmel, daß er gerade durch Sie mir jene Kunde zukommen ließ; so reicht man einem kranken Kinde bittere Arznei auf süßer Frucht. — Doch warum unterhalte ich Sie mit diesen Trivialitäten? In allen Büchern aller Völker liest man davon, und dennoch, wenn das arme Menschenherz von so viel Noth bedrängt wird, so fühlt es ebenso stark und tief wie ehemals in Troja, und die Aeußerungen der Liebe, der Freude sowie des Schmerzes sind immer neu und ihre Mittel unerschöpflich, und immer wirft man sich an die Brust einer liebefähigen theilnehmenden Seele . . .

Nehmen Sie mit diesem confusen Geschreibsel vor der Hand vorlieb, und bleiben Sie mir in Freundschaft gewogen, fahren Sie fort, mir durch die Finger zu sehen, und fünfe grade sein zu

lassen. Ich aber nehme es mir heraus, Sie immerfort unbegrenzt zu lieben und zu verehren. Mein ganzes Haus und alle Freunde grüßen Sie herzlichst, vor allen aber Ihr P. v. Cornelius."

Welches die „bittere Arznei" gewesen, die sie dem Freunde „auf süßer Frucht" geboten, geht aus der Antwort nicht hervor. E. Förster vermuthet, daß Fräulein Linder ihm die Trauernachricht von dem Tode seiner Tochter Helene mitgetheilt habe, die das Jahr zuvor in Rom gestorben war [1]). Vom Entwurf zum Weltgericht erbat sich Emilie Linder eine Durchzeichnung — seiner im Briefe angedeuteten Meinung zum Trotz. „Lassen Sie sich", schreibt sie, „nicht abhalten, daß die ganze Conception für mich zu groß, zu gewaltig ist, das mag wohl sehr wahr sein; — aber es bleibt ja so Vieles unbegriffen für uns Menschen, das dennoch eine wenn auch dunkle Ahnung in uns erweckt von der Nähe des Göttlichen. Es ist ja selbst Vieles in unseren heiligen Büchern, das weit über mein Verstehen ist und mir dennoch Segen bringt. Wie gewaltig sind die Bilder der Apokalypsis! Ich erfasse sie nicht; aber sie wirken doch auf wunderbare Weise auf mich."

Die Correspondenz erlitt wohl später, als Cornelius nach Berlin übersiedelte, eine Unterbrechung, nicht aber die Freundschaft beider, die bis an's Ende ausdauerte. Doch hörte auch der Briefwechsel nicht ganz auf, so daß der „tintenscheue" Meister von Berlin aus einmal behaupten konnte: er habe an keine Dame so oft geschrieben als an sie.

Zu den frühesten Bekannten von Emilie Linder gehörte ferner der Philosoph Franz von Baader (1765—1841),

---

[1]) Peter von Cornelius. Ein Gedenkbuch von Ernst Förster Berlin 1874. II. 100.

wie die neun an sie gerichteten Briefe zeigen, welche in den gesammelten Werken Baaders abgedruckt sind [1]). Der erste derselben datirt bereits vom 25. Mai 1825, also aus der Anfangszeit ihres Aufenthalts in München, und der Inhalt offenbart zugleich das unmittelbare Motiv ihrer beiderseitigen Annäherung. Das Schreiben ist eine Art Gedenkblatt, worin der Philosoph die bildende Kunst mit der „göttlichen Kunst Gutes zu thun" geistvoll parallelisirt, und schließt mit den Worten: „Mit diesem empfiehlt sich dem geneigten Andenken der Fräulein Emilie Linder, welche sich in seiner Erinnerung durch eine auf seine Bitte einer armen Familie erwiesene Wohlthat theuer und unvergeßlich machte — Franz Baader." Der Anknüpfungspunkt war also die schöne Bethätigung jener Eigenschaft, wodurch E. Linder im Stillen so viel Gutes gestiftet, hochherzige Nächstenliebe.

Von da an übersandte ihr Baader regelmäßig seine Aufsätze und Werke, und man begreift, wie viel er ihrem Verstande zumuthet, wenn er ihr ein Exemplar seiner Vorlesungen über spekulative Dogmatik oder social-philosophische Abhandlungen zuschickt. Er erachtet es für eine schöne Pflicht, ihr von Zeit zu Zeit „Nachricht über sein literarisches Wirken" zu geben: Beweis genug, daß sie auch so ernsten und schwierigen Gegenständen mit Aufmerksamkeit zu folgen keine Mühe scheute. Er wußte sie namentlich für den Theosophen Jakob Böhme zu interessiren. Ihre verständigen Bemerkungen zu Baaders Aufsatz über die Versöhnungslehre veranlassen ihn zu der Aeußerung: das Schreiben gebe ihm „einen genügenderen

---

[1]) Franz von Baaders sämmtliche Werke Bd. 15, S. 427, 449, 450, 451, 475, 476, 480, 484, 488.

Beweis als manche Recension, daß es ihm gelungen sei, Kopf und Herz zugleich zu treffen." Im Jahre 1831 widmete ihr Baader sogar ein philosophisches Schriftchen, nämlich die „Vierzig Sätze aus einer religiösen Erotik", die aus Privatvorlesungen entstanden waren (München, Franz 1831). In der kurzen Zueignung dieser „kleinen, große Gegenstände anregenden Schrift" heißt es: „Während Sie mitten in der alten Roma Ihr Gemüth, Geist, Auge und Hand der Kunst widmen, wird es Ihnen vielleicht nicht unlieb sein, über die rauhen Alpen herüber eine Stimme der freundschaftlichen Erinnerung an jenen heiligen Liebesbund der drei Grazien unseres besseren und ewigen Lebens, der Religion, der Spekulation und der Poetik, somit auch der bildenden Kunst, zu vernehmen." In dem Schreiben, welches dieses Schriftchen begleitete, setzt er ihr den leitenden Gedanken des Büchleins noch bestimmter auseinander: „Wenn uns die Religionslehrer sagen, daß die ganze christliche Religion auf der Erkenntniß und Ueberzeugung beruhe, daß Gott die Liebe ist, und wenn in dieser Religion die Liebe Gottes, des Menschen und der Natur als Pflicht geboten, somit das im Grunde Einsseyn der Liebe und Pflicht ausgesprochen wird, so scheint wohl in einer gleich lieblosen und pflichtvergessenen Zeit jeder Versuch an der Zeit zu seyn, die Identität beider (der Pflicht und der Liebe) damit nachzuweisen, daß man die Gesetze der Religion in jenen der Liebe, sowie dieser in jenen wirklich nachweist, was in dieser Schrift, wie ich mich überzeugt halte, auf eine neue, wenn schon homöopathische Weise geschehen ist."

Neben Baader sei zugleich sein geistvoller Schwiegersohn erwähnt, Ernst von Lasaulx (1805—1861). Er trat in dem nämlichen Jahre, als Emilie Linder Rom

verließ, seine große Reise durch Italien und Griechenland nach dem Orient an. Sie begegneten sich in Florenz am 27. Juli 1831, und er verhieß der Malerin eine Reisebeschreibung. Dieser Zusage entsprang eine Reihenfolge von Briefen, in denen er seine Erlebnisse und Eindrücke auf dem hellenischen Boden und im gelobten Lande schilderte, wie sie selten frischer und wärmer geschrieben worden sind, Reiseberichte voll klassischer Schönheit. Aus welcher Feder hätte auch dem kunstsinnigen Fräulein das Alterthum lebendiger nahe geführt werden können, als aus der Feder Lasaulx's, des begeisterten Kenners griechischer Kunst und Geschichte, der zugleich ein Meister künstlerischer Prosa war! Poesievolle Anschauung und philologische Klarheit gehen in den Berichten erquicklich nebeneinander, ob er nun seine Ritte nach jener „lebendigen Felsarchitektur" der cyklopischen Bauten, der titanischen Mauern der Akropolen von Tiryns und Mykene schildert, oder seine einsame Wanderung durch die in Trümmern liegenden Herrlichkeiten von Korinth nach Megara und Athen beschreibt. Beim ersten Anblick Athens aus der Ferne — der Akropolis mit dem Parthenon, des Theseus-Tempels und der Stadt jenseits des dunkeln Oelwalds — ruft er aus: „Hier ist Griechenland, alles und das einzige fast, was an untergegangener Herrlichkeit, dieses Namens würdig, die stille Zerstörung der Zeit und die wahnsinnige Wuth der Menschen den Spätgebornen übrig gelassen. Nie habe ich in meinem Leben, bei einer andern Stadt, nirgends ein ähnliches Gefühl empfunden. Wehmüthige Schauer durchrieseln das Herz bei solchem Anblick; es ist als würde die Brust zur Aeolsharfe und nächtliche Lüfte rauschen durch die zerrissenen Saiten." Dennoch, trotz aller Vorliebe für das klassische Land, gab er sich keinen Täuschungen

hin über das neue Griechenthum, als er am 12. April 1833 der feierlichen Uebergabe der Akropolis an die bayerischen Truppen beiwohnte und Zeuge war, wie Osman Effendi mit den Türken abzog und der bayerische Obrist Baligand die griechische Flagge auf der nördlichen Brustwehr aufpflanzte. Er bemerkt zu dieser Schilderung: „Es war ein seltsames Schauspiel, die lärmende buntgemischte Menge der Türken, Griechen, Bayern und was sich sonst an neugierigen Franken in dem arg gelichteten Säulenwald des Parthenon versammelt hatte. Da ich noch immer zu keinem rechten Glauben an die Regeneration Griechenlands kommen kann, so stimmte mich die heillose Ironie dieses modern lustigen Leichenschmauses nur trauriger.“ So geschrieben im Jahre 1833 — und kaum drei Jahrzehnte später welche Bestätigung!

Herrliche Zeilen schreibt der Reisende der fernen Freundin über seine Pilgerfahrt durch Palästina; wehmüthige Trauer über die gegenwärtige Lage des gelobten Landes, weihevolle andächtige Stimmung an den heiligen Stätten. Beim Betreten Jerusalems (Sonntag, 15. September 1833) sagt er: „Heiße Thränen und ein kalter Schauer des Herzens waren der erste, wolle Gott nicht der einzige Tribut, den ich Seiner und Seines Sohnes Liebe darbrachte.“ Seine Schilderungen machten in der Künstlerin selber eine heilige Sehnsucht rege, und lange nährte sie in sich den Gedanken einer Pilgerreise nach dem gelobten Lande. Mit Schubert hatte sie sich sogar schon (1836) zur Fahrt gerüstet, und nur Rücksichten auf ihre Gesundheit nöthigten sie zuletzt, von dem Vorhaben wieder abzustehen.

Lasaulx hat später, fast am Ende seines Lebens, seine Freundschaft zu Fräulein Linder noch durch ein besonderes

schriftliches Denkmal besiegelt. Er widmete ihr sein letztes größeres Werk, die „Philosophie der schönen Künste, Architektur, Sculptur, Malerei, Musik, Poesie, Prosa" (München 1860). Wie im Vorgefühl des Todes hatte es ihn gedrängt, seine Studien über Aesthetik zum Abschluß zu bringen, obgleich er wohl empfand, daß da und dort noch Lücken zu ergänzen wären; aber das Buch ist die gedankenvolle Arbeit vieler Jahre und in seiner klassisch schönen Sprache ein stilistisches Meisterwerk. In der Zueignung, die statt einer Vorrede gilt, „geschrieben in dem bayerischen Stüblein auf Schloß Lebenberg in Tyrol am 25. September 1859", wendet er sich, nachdem er über die Entstehung der Schrift gesprochen, mit folgendem Rückblick an die Freundin: „Daß ich gerade Ihnen das Buch zueigne, werden Sie bei einiger Selbsterforschung natürlich finden. Ich begegnete Ihnen zum erstenmale vor dreißig Jahren in München, in einem schönen Kreise befreundeter Männer und Frauen, von denen seitdem so viele uns verlassen haben, daß die übrig gebliebenen, welche Sie an Ihrem gastlichen Tisch um sich versammeln, schon darum einander näher rücken; ich sah Sie darauf einige Jahre später in Florenz wieder, als Sie von Rom kamen und ich dahin ging; der Tod unseres frühreifen Freundes Adam Eberle veranlaßte mich dann, Ihnen brieflich näher zu treten; und seitdem waren Sie mir und meiner Frau und Tochter in frohen und trüben Tagen eine so liebe und wahre Freundin, daß es mir ein Bedürfniß ist, Ihnen meine Dankbarkeit auch dadurch zu bezeugen, daß ich gerade dieses Buch, dessen Inhalt Ihren eigenen Studien so nahe liegt, und bei dessen Ausarbeitung hier auf der Veste zu Lebenberg ich Ihrer und unserer andern Freunde, der lebenden wie der todten, oft gedachte,

am liebsten Ihnen darbringe. Lassen Sie uns auch in Zukunft in alter Freundschaft verbunden bleiben.“ — Anderthalb Jahre später (10. Mai 1861) hatte der edle treue Mann vollendet, und die dankbare Freundin hat ihm dann ein Gedächtniß in ihrer Weise gestiftet, das fromme Gedächtniß einer Seelenmesse.

Ein alter bis zum Tode treuer Freund war auch Gotthilf Heinrich von Schubert (1780—1860), der bald nach seiner Berufung an die Universität München (1826) mit E. Linder in Berührung kam. Die liebenswürdige Persönlichkeit dieses Gelehrten mit dem Kindergemüth mußte ihrem Wesen besonders sympathisch sein, der Grundton seiner religiösen Weltanschauung stimmte zu ihrer eigenen innersten Gemüthsverfassung, und so waren die Elemente zu einer Seelenharmonie von Anfang an gegeben. Durch ein volles Menschenalter war Fräulein Linder mit seinem Hause durch die innigste reinste Freundschaft verbunden, die besonders dadurch ihre Probe bestand, daß sie auch durch die Conversion keine Störung erlitt. In seiner Selbstbiographie [1]) gedenkt Schubert der Freundin seines Hauses mit wenigen Worten, aber der Vergleich mit der Fürstin Gallitzin, den er anwendet, zeigt, wie hoch er sie stellte. Er spricht dort von dem Freundeskreise, in dem er sich zumeist bewegte, und nennt die Namen Roth, Puchta, Schnorr, Cornelius, Ringseis, Schlotthauer, Boisserée, Schwanthaler. Dann fährt er fort: „Ein Vereinigungspunkt für viele dieser Freunde bildete sich in dem Hause der edlen Schweizerin Emilie. An jedem Ort, zu jeder Zeit, in größerem wie in kleinerem

[1]) Der Erwerb aus meinem vergangenen Leben 2c. (Erlangen 1856) III. 725.

Kreise, wird man sich gerne an das große Lebensbild erinnern lassen, welches einem frühern Geschlechte in Hamanns, Stolbergs und Claudius' Freundin zu Münster segnend vor Augen stand." Emilie Linder war gewiß die erste, die in ihrer tiefen Bescheidenheit einen solchen Vergleich von sich ablehnte, aber es ist für beide Theile gleich ehrend, daß der ehrwürdige Greis über die Freundin ein solches Zeugniß auch nach ihrem Eintritt in die katholische Kirche auszusprechen sich gedrungen fühlte.

In Gesellschaft Schuberts und seiner Frau machte Fräulein Linder mehrere größere Reisen, und bis an seinen Tod, der ihr sehr nahe ging, pflegte sie gemeinsam mit ihm die Sommerfrische in der Nähe des Ammersees zu verbringen.

Neben die Zeugnisse befreundeter Gelehrten und Künstler sei endlich noch ein Urtheil aus weiblicher Feder gestellt, die Schilderung einer schriftstellernden Dame aus der vornehmen Welt. Im Sommer 1841 kam Emma von Niendorf nach München. Sie verkehrte in vertrauter Weise mit Schubert und mit Brentano und hat etliche Jahre hernach ihre Erinnerungen an jene Münchner Sommertage in einem lebendig und phantasievoll entworfenen Schriftchen niedergelegt[1]). Bei Schubert lernte sie auch Emilie Linder kennen und schloß sich näher an sie an. Sie gedenkt ihrer in den erwähnten Erinnerungen mit warmen anschaulichen Worten, welche uns das kunstsinnige Fräulein auch im Frieden ihrer Häuslichkeit zeigen: „Eine edle Schweizerin, mir schon darum merkwürdig, weil sie, unterstützt von äußern Mitteln, und von tief-

[1]) Aus der Gegenwart. Von Emma von Niendorf. (Frau von Suckow). Berlin 1844.

innerster Ueberzeugung, mir das Ideal vom Daseyn einer Unvermählten reiferen Alters darstellt: eine glücklich gewordene! Sie lebt nur der Wissenschaft, der Kunst, allem Schönen und Guten. Alles aber umleuchtet die Glorie ächt christlicher Gesinnung. Wie spiegelt sich dieses Gemüth in den Umgebungen! Ich werde das nie vergessen: die Wohnstube mit Arbeitkörbchen, Büchern, Blumen, Harfe, Handzeichnungen von Overbeck, trennt ein Salon von der kleinen Hauskapelle, die auch ein Gemälde dieses Meisters schmückt, und wo die Handorgel der kundigen Finger harrt, eine Madonna aus der Schule des Leonardo da Vinci von der Wand lächelt, der kleine Seitenaltar eine Handzeichnung von Albrecht Dürer umschließt. Auch ein Bildniß der Maria Mörl in Tyrol fand ich im Hause des Fräuleins, von ihrer Freundin, der bekannten Künstlerin Ellenrieder trefflich gezeichnet; etwas idealisirt; Profil mit gefalteten Händen; braune lang herabfließende Haare; das große dunkle Auge voll Andacht, ganz Geist; die Stigmate an den Händen nicht zu vergessen . . . Das Fräulein ist Protestantin. Vielleicht scheint sie die tiefste Färbung ihrer Seele zum Katholicismus hinzuweisen; diese sucht und findet aber gewiß harmonische Genüge im Evangelium. Durch eine jener wundersamen Fügungen, an welchen das Schicksal in der Stille so reich ist, ward dieß ernste Leben mitten zwischen zwei entscheidende Freundschaften gestellt, beide gleich stark und aufrichtig. Zwei getrennte Pole — Clemens Brentano und auf der andern Seite Schubert, waren dem Fräulein eng verbunden."

Als Emma v. Niendorf ihr Buch in den Druck gab, wußte sie nicht, daß das Fräulein, dem diese Zeilen galten, bereits da angelangt war, wohin sie „die tiefste Färbung ihrer Seele" hinzuweisen schien. Emilie Linder hatte

harmonisches Genüge gesucht und gefunden in dem Glauben der Einen allgemeinen apostolischen Kirche.

III.

Wir sind damit an dem wichtigsten Abschnitt ihres Lebens angelangt. Fräulein Linder hat oftmals mit dankbarem Herzen auf die providentielle Führung in ihrem Leben hingewiesen, und in der stufenmäßigen Stätigkeit des bisherigen Verlaufs ist dieselbe nicht zu verkennen gewesen. Von Hause aus mit religiösem Geiste erfüllt und von einem unverfälschten, unaufhaltsamen Drange nach ganzer Wahrheit beseelt, hatte sie das Glück, in Kreise geführt zu werden, wo ihr wachsendes Glaubensgefühl Nahrung und Förderung erhielt. Aeußere Erlebnisse verstärkten den inneren magnetischen Zug. Seit dem Tage, der sie mit Assisi verband, hatte die Hinneigung zum Katholicismus unbemerkt Boden gewonnen, und ein unsichtbares Band zog sie nach der sichtbaren Kirche. Die Kunstthätigkeit mehrte die Sympathien für die Kirche, in welcher die Kunst ihre rechte Stellung und eigentliche Weihe empfing. Der langjährige geistige Verkehr mit befreundeten katholischen Männern und Familien konnte endlich nicht verfehlen, ihr manches Vorurtheil aus dem Weg zu rücken. Sie äußert dies selbst in einem Briefe vom Jahre 1835 an Overbeck und scheut sich nicht zu gestehen, daß sie Gott dem Herrn herzlich gedankt habe, daß er sie nach München und unter katholische Freunde geführt, indem ihr „dadurch in Vielem ein neues und reicheres Leben aufgeschlossen" wurde[1]).

---

[1]) Howitt-Binder, F. Overbeck. Sein Leben und Schaffen (Freib. 1886) II. 9—10.

So hatte Vieles in unbeabsichtigter, aber wirksamer Gemeinsamkeit mitbeitragen helfen, ihren Wahrheit suchenden Geist dem Katholicismus nahe zu führen. Dagegen würde man gänzlich irre gehen, wenn man, wie mitunter vermuthet worden ist, annähme, daß auf ihren endgiltigen Entschluß zum Uebertritt der persönliche Einfluß irgend eines Freundes entscheidend eingewirkt hätte. Keiner vermochte das, auch Brentano nicht, so wichtig seine Freundschaft für ihr inneres Leben auch geworden ist.

Clemens Brentano war im Oktober 1833 nach München gekommen und hatte seinen Haushalt in seiner bekannten originellen und kurz angebundenen Manier bei Professor Schlotthauer eingerichtet, „in einer der frömmsten und heitersten Archen Noäh", wie er in seinen Briefen so köstlich es beschreibt Sein Umgang führte ihn theilweise in dieselben gesellschaftlichen Kreise, in denen sich auch Emilie Linder bewegte, und er lernte daher die Dame schon bald nach seiner Ankunft kennen — nicht durch Schlotthauer, der es ablehnte, wie er mir ausdrücklich versicherte, den geistreichen, aber in seiner springenden Laune unberechenbaren Dichter bei der stillen Malerin einzuführen, sondern in dem gastlichen Hause Ringseis. Ihr frommer Ernst, ihr verständiges kunstsinniges Wesen, ihre schöne weise Wohlthätigkeit fesselten sein Interesse, und er glaubte, wie in seiner Biographie (zu den gesammelten Briefen) gesagt ist, „in ihr einen fruchtbaren Boden für den katholischen Glauben zu finden." Man weiß, wie ernst und feurig Brentano, und zwar mit zunehmenden Jahren in steigendem Verhältniß, bemüht war, Personen, die ihm theuer waren, mit dem Glauben seiner Kirche vertraut und des gleichen Heilsglückes theilhaftig zu wissen. Sein lebendiger Mittheilungstrieb, der immer

ohne Hehl und Verstellung war, bezeigte sich gerade da am regsamsten und rückhaltlosesten. Wer den geistvollen Brief Brentano's „an eine Freundin" aus eben diesen Münchner Jahren liest[1]), kann sich ziemlich genau den Ton und die Art vorstellen, wie er den Eifer und die Innigkeit seiner religiösen Ueberzeugung gegen eine fromme Protestantin geltend machte.

Hiezu kam bald noch ein anderes mächtig wirkendes Motiv. Die freundschaftliche Theilnahme für das Basler Fräulein war bei Brentano in eine entschiedene Herzensneigung übergegangen, aus der er kein Hehl machte. Der Dichter erwachte in ihm wieder und er strömte seine Gefühle in Liedern aus, die oft rührende Töne anschlugen, mitunter aber eine leidenschaftliche Form annahmen[2]). Ebenso überströmend waren verschiedene seiner Briefe an die heiß Umworbene, von denen aber nur wenige nach seinem Tode der Vernichtung entgingen. Es ist wohl begreiflich, wenn die Gefeierte so feuriger Huldigung gegenüber nicht unempfindlich geblieben, und zeitweilig mag sie wohl im Innersten ihres Herzens mit sich zu Rathe gegangen, in schwankenden Gefühlen zwischen Furcht und Neigung mit sich gerungen haben. Aber bei der klaren Verständigkeit und Bestimmtheit, die ihr eigen, behielt die ruhige Ueberlegung die Oberhand; eine besonnene Prüfung ihrer Charaktere ließ ihr den Gedanken einer ehelichen Verbindung als unannehmbar erscheinen. „Hatte sie", heißt es in den Erinnerungen von Ringseis, „in der Jugend in etwas romantischen Ideen gezögert, in den Ehestand

---

[1]) Gesammelte Briefe. II. 310—319.

[2]) Vgl. Diel-Kreiten, Clemens Brentano, ein Lebensbild (1878) II. 474—76.

zu treten, so mochte sie in reiferen Jahren Bedenken hegen, noch die Lebensgefährtin eines so schwer an sich selbst tragenden Mannes zu werden." (III. 235.) So erwiderte sie denn die feurige Freundschaft des Dichters in ihrer treuen Weise mit sanfter herzlicher Zuneigung und ergab sich geduldig in jene Nothwendigkeit, mit der die besten Freunde des genialen Mannes jederzeit rechnen mußten, sich abwechselnd anziehen und abstoßen, entzücken und ärgern zu lassen, empfing aber auch dafür die reichsten Anregungen. „Ich meine nicht, daß mir je ein ähnlicher Mensch begegnet ist", äußerte sie einmal, schon im ersten Jahre ihres Bekanntwerdens mit ihm, gegen Cornelius.

Gewiß ist, daß Fräulein Linder durch Brentano einen tiefern Einblick in das innere Leben der Kirche, in die geheimen Gnadenkräfte, welche sie durchströmen, gewann. Er konnte, wie ihre eigenen Worte lauten, „ein geistiges Verständniß in Dinge bringen, die einem vielleicht immer verschlossen geblieben wären." Das Leben und die Gesichte der Katharina Emmerich, die er an wöchentlichen Leseabenden, abwechslungsweise bei ihr und bei Prof. Phillips, „einem kleinen Kreise recht lieber Menschen" vorlas, machten tiefen Eindruck in ihrem Gemüth. Sie sah dann, wie zur Bestätigung des Gehörten, mit eigenen Augen zu Kaltern eine ähnliche Erscheinung in Maria von Mörl, diesem erschütternden lebendigen Wunder, und athmete jene Atmosphäre von Wahrheit, die nach dem Ausdruck von Görres um Maria von Mörl her lag. Das Bildniß derselben hatte sie durch ihre Freundin Ellenrieder ausführen lassen und sie gab ihren Besuchern (wie man bei Emma Niendorf sieht) gerne eine Schilderung von der Stigmatisirten, ganz so wie sie auch Brentano in seinen Briefen gemacht (II. 326 ff.). Noch in einer andern Weise

trug Brentano dazu bei, ihrer Lebensweise feste Gestalt zu geben, indem er einen für ihre Lage und ihren Charakter sehr wohl ausführbaren Geselligkeitsplan in ihr anregte. Es war dies der Vorschlag: die Künstler, Gelehrten und sonstige geachtete Männer ihres Kreises an einem festgesetzten Tage jeder Woche um ihren Mittagstisch zu versammeln. Der Vorschlag fand ihre Zustimmung, und so begannen die beliebten Donnerstage bei Fräulein Linder, die einer großen Anzahl von Freunden und Bekannten im Verlauf von drei Jahrzehnten Freude und geistige Erquickung bereitet haben. Als regelmäßige Stammgäste erschienen neben Brentano, dem Urheber dieser schönen Geselligkeit, Dr. von Ringseis, Prof. Schlotthauer, Bildhauer Konrad Eberhard, meist auch Peter Cornelius und Franz von Baader. Zu diesen wurden nach jedesmaliger Verabredung mit der freundlichen Wirthin noch drei oder vier Herren eigens hinzugeladen. Durch diese Einrichtung gelang es Fräulein Linder, ein geselliger Mittelpunkt zu werden, aus dem sie selbst viel geistigen Genuß empfing.

Auch die Annäherung und freundschaftliche Verbindung Emiliens mit dem ausgezeichneten Geschwisterpaar Apollonia und Melchior Diepenbrock in Regensburg, die für ihr inneres Leben so überaus wohlthätig und fördernd sich erwies, war ein Werk Brentano's, der soviele Menschen, die sich sonst nicht nahe gekommen wären, zusammengeführt hat. Auf Brentano's Anregung trat 1834 die kleine Krankenanstalt zu Regensburg in's Leben, welche von Apollonia geleitet und durch Emiliens Beisteuer erhalten wurde. Das gemeinsame Liebeswerk trug für die Stifterin reichlich geistige Früchte [1]).

[1]) Schon im Jahre 1836 schreibt Brentano an die gerade in Basel weilende Freundin: „Wie Deine gute Sophie (Iselin)

In solcher und ähnlicher Weise hat ihr der Umgang mit Brentano viel genützt, und zu mancher Erkenntniß hat er ihr eine Brücke gebaut, ein „pontifex minimus“, wie er wohl in anderer Beziehung scherzweise sich selber nannte. Auch sein christlicher Tod endlich hat ihr einen unverlöschlichen tiefgehenden Eindruck hinterlassen.

Eine andere Einwirkung aber als die der milden geduldigen Belehrung war bei ihr von vornherein ausgeschlossen. Auch der heiligste Feuereifer, der sie drängen wollte, mußte bei Naturen wie Emilie Linder nur zum Widerspruch treiben und die ruhige Entwicklung aufhalten. So innig sie den Hingang Brentano's betrauerte, so heiß die Thränen waren, die sie ihm nachweinte, so fühlte sie doch ihre Seele seitdem freier für die Entscheidung in einer so heiligen Sache, der Frage nach der Wahrheit. Die Pietät, die sie seinem Andenken widmete, konnte nicht liebreicher gedacht werden, gleichwohl schrieb sie in einem Briefe vom 13. November 1842 an Maler Steinle, den vertrautesten Freund des Heimgegangenen: „Die Lücke, die mir Clemens' Tod gebracht, ist eine recht fühlbare, doch meine ich hat mir dieser Tod auch größere Freiheit oder freieres Lossein von Welt und Leben gebracht“; und einen Monat später erklärt sie dies demselben Freunde noch deutlicher, wenn sie sagt: „Ich weiß, daß Clemens' Tod für meine Führung eine Art Nothwendigkeit war. Clemens hatte sehr geistreiche und oft ungemein tiefe Ansichten von der Kirche . . . Ich habe ihm viel zu danken und werde es, so Gott will, noch jenseits thun. Daneben

in Basel Deine Almosen spendet, so ist die geliebte Apollonia der Engel Deiner Milde in Regensburg, und Gott segnet Dein Almosen auch an den Seelen.“

aber hatte er eine Seite, die meinem ganzen Wesen so schnurstracks entgegen war, daß er meist eine heftigere Opposition in mir erweckte, als wohl sonst je vorgekommen wäre." Sie meinte damit näherhin „sein Drängen und Treiben, seine Absicht in Allem, sein Machen und Selbstmachenwollen", dazu die oft einseitige Leidenschaftlichkeit in den Urtheilen des Phantasie- und Wortgewaltigen, dem gegenüber sie selbst nicht immer das rechte Wort zu finden wußte. „Clemens meinte es gut dabei", fügt sie hinzu, „aber er kannte mich nicht."

Bei aller Sanftmuth besaß das Fräulein eine große Selbständigkeit und den Unabhängigkeitssinn einer Schweizerin. Sie suchte den Weg der Wahrheit mit so lauterem Verlangen, daß sie Unterweisung gerne annahm, aber auch mit einer so strengen, besonnenen Gewissenhaftigkeit, daß sie in ihrem ruhigen Forschen durch nichts zu beirren war und jeder Art von Zureden unzugänglich blieb — nach beiden Seiten. Denn auch auf ihrem alten Standpunkte mangelte es nicht an Freundesrath und Urtheil von Gewicht, hätten hier überhaupt Menschenworte den Ausschlag geben können. Sogar an Spott fehlte es nicht. Namentlich sorgte dafür Platen, der sich nicht wenig bemühte, ihr die katholischen Sympathien auszutreiben.

Dem Dichter der Abassiden war ihre Richtung seit den Sorrenter Tagen schon längst zu „romantisch" geworden, und er hoffte ihren religiösen Eifer durch kalte Ironie zu külen. So schrieb er einmal ironisch aus Florenz (24. Februar 1835): „Darf man auch so kühn sein, sich zu erkundigen, welche Fortschritte Sie in der Bekehrung zur alleinseligmachenden Kirche machen, oder ist dieß ein Geheimniß? In jedem Falle hoffe ich, Sie werden, wenn ein Religionswechsel eintreten sollte, den Rath eines

Freundes befolgen und sich lieber der griechischen Kirche zuwenden. Denn schätzen Sie den Katholicismus wegen seines Alterthums, so ist die griechische Kirche offenbar älter; und ist es das Ceremoniel, was Sie besonders anzieht, so ist auch hierin der griechische Gottesdienst ästhetischer und feierlicher." Graf Platen fühlte wohl, daß er in der religiösen Controverse der kenntnißreichen Freundin nicht gewachsen sei, deßhalb hatte er es bei seinen brieflichen Einreden vorzugsweise auf die Künstlerin in ihr abgesehen. Zwar gab er die Unfruchtbarkeit des Protestantismus für die Kunst gelassen zu; um so besseren Erfolg versprach er sich von dem Versuch, auch das Verdienst der Kirche um die Kunst durch sophistische Künste zu verkleinern. Er kam in mehreren Briefen auf diesen Punkt zu sprechen, und gerieth dabei auf den freilich nicht gerade neuen Einfall, die katholische Kirche überhaupt als einen überwundenen Standpunkt hinzustellen. Gewiß, belehrte er die Künstlerin, sei der Katholicismus als etwas Vergangenes höchlich zu schätzen, nur nicht als etwas Bestehendes, da seine Zeit längst vorüber sei, auch für die schönen Künste. Es könne vielleicht später noch eine neue Kunstperiode eintreten; doch würde diese gewiß rein ästhetischer Natur sein; denn eine Vermischung der Kunst mit der Religion scheine nicht mehr möglich u. s. w. — Der Gedanke, daß die Freundin den ihm so fatalen Schritt doch noch ausführen könnte, machte dem Dichter augenscheinlich viel zu schaffen; denn noch in seinem letzten Briefe, zwei Monate vor seinem Tode (er starb am 5. Dezember 1835 in Syracus), lenkt er mit einer andern Wendung auf den alten Einwurf wieder zurück. Er kleidet ihn in eine Schilderung Palermo's, indem er aus Neapel 7. September 1835 schreibt: „Ich habe Ihren verehrten

Brief erst nach meiner Rückkehr aus Calabrien erhalten... Ich weiß nicht, in wie fern Ihnen meine Mutter schreiben konnte, daß mir Palermo nicht gefallen; soviel ich mich erinnere, habe ich bloß geäußert, daß die Lage von Palermo mit der von Neapel keinen Vergleich aushalte. Denn es fehlen allerdings die Inseln, der Vesuv, die sorrentinischen Küsten, wiewohl der gebürgige Hintergrund von Palermo sehr schön ist. Ihnen würde in Palermo vorzüglich die Kapelle Rogers gefallen, eine ganz erhaltene Kirche aus dem 12. Jahrhundert, in der Art der altvenetianischen und ravennatischen Kirchen, jedoch die schönste von allen, wiewohl von geringem Umfange. Einen Gottesdienst darin zu sehen, ist höchst interessant, weil man gewahr wird, daß der katholische Cultus bloß auf diese byzantinische Architektur berechnet war, und bloß in solcher Umgebung eine wahre Wirkung hervorbringt. So zeigt sich der Katholicismus denn auch in Bezug auf die Baukunst als etwas längst Vergangenes . . ."

Genug davon. Derartige Flachheiten waren nicht dazu angethan, in einem tiefer angelegten Gemüthe zu verfangen und eine so ernst begonnene Sache in ihrer natürlichen Entwicklung aufzuhalten. Emilie Linder wußte wohl, daß die Kirche schon viele „überwundene Standpunkte" und manchen mißgünstigen Propheten überlebt hat, der seine Wünsche mit der Wirklichkeit verwechselte und Schlagworte für Axiome nahm. Wie würdig und wohlthuend mußte gegen diese frostigen Einwände aus Neapel der Zuruf eines alten Freundes und Kunstgenossen aus Rom klingen, welcher der frommen Künstlerin schon im Frühling 1833 schrieb: „Seien Sie versichert, daß ich Ihrer oft und mit Inbrunst vor dem Herrn gedenke, thun Sie das Gleiche! Möge uns eine heilige Unruhe und

Ungeduld erfüllen, das Himmelreich an uns zu reißen." Diese heilige Unruhe erfüllte sie seit einiger Zeit in der That und gab sich bei manchen Anlässen in beweglichen Aeußerungen ahnungsvoller Sehnsucht kund. Beim Anblick des Kölner Doms im Jahre 1835 ruft sie ergriffen aus:

„O wahrlich eine Zeit, deren innere Begeisterung (und keine vorübergehende!) solche Denkmale hervorbringen kann, verdient weder das Epithet der rohen noch finstern, es liegt mehr darin, als wir mit unserer (Gas) Erleuchtung hervorbringen können." Und im Innern des herrlichen Doms: „Weiß nicht, warum ich mich der Thränen nicht erwehren konnte; aber es ist eine gewaltige Wehmuth und eine Sehnsucht, die einen da ergreift." Als sie im selben Jahre mit Schubert das Ulmer Münster sah, machte sie in ihrem Reisetagebuch das merkwürdige Geständniß: „Es that mir fast wehe, daß der alte Dom nicht mehr zu katholischer Feier benützt wurde, und der Chor und das Sakramenthäuschen so verödet waren." Viele katholische Anschauungen waren ihr längst zu eigen geworden. Schon früh glaubte sie an einen wirksamen Zusammenhang mit der andern Welt und eine Seelenläuterung in ihr, und ungemein viel hielt sie auf die kirchlichen Segnungen, weßhalb sie auch als Protestantin auf ihren Reisen ein Gläschen Weihwasser mit sich zu führen pflegte. Manche Vorstellungen waren zwar noch höchst unbestimmt, aber mächtig und unbezwinglich blieb die Sehnsucht nach friedebringender Wahrheit, die sie auf allen Wegen begleitete und ihr oft tiefbewegte Herzenslaute entlockte. Ihre Aufzeichnungen während einer Wanderfahrt nach Holland, welche sie im Jahre 1835 in Gesellschaft Schuberts machte, schloß sie mit den nachstehenden Worten: „Diese einsamen (letzten) Reisetage ließen mir Zeit zu mancherlei Betrach-

tungen. Heute war es ein Heer von Gedanken und Empfindungen, deren Fülle mich ordentlich drängte. Ich fragte mich, wozu sind sie alle? wozu dieses volle Drängen unseres Innern? sind wir dadurch gefördert? macht es uns selig? Oft wohl wurde mir dieser innere Reichthum zu einer Art Wonne, oft aber auch ist's Schmerz, denn ich weiß nicht wozu, wohin? Steht dieß Alles im Zusammenhang? ist es ein Bleibendes? Noch einmal, wozu? — Oft habe ich auf dieser Reise gebetet: o Herr, laß mich Deinen Willen erkennen, laß mich die Wege gehen, die Dir gefällig sind, führe mich zu Dir, wie irgend Du willst; laß mir klar werden, was Du von mir verlangst! Ich habe große Ruhe dabei empfunden und die Sicherheit, daß Er, der mich bis dahin so überschwenglich treu geführt, mir Seinen Willen klar kundgeben wird, mich Seine Wege leiten wird."

Als die Bewegung in ihrem Innern zunahm, drängte es sie, auch gegen einige vertrautere einsichtsvolle Freunde in der Ferne sich über die wichtigste Angelegenheit ihres Lebens auszusprechen. Namentlich entspann sich mit Overbeck eine Correspondenz, die durch eine Reihe von Jahren fortgeführt ihrer religiösen Klärung wesentliche Dienste leistete. Overbeck ging liebevoll auf ihre Zweifel und Bedenken ein, er hatte selber einst den gleichen Weg gemacht und er redete darum über diese Dinge mit ihr „wie ein Bruder". Seine Briefe wurden zu einer fortlaufenden Apologie der katholischen Lehre, der Wahrheit und Schönheit der Kirche, vorgetragen in der milden, klaren, innigen, herzbewegenden Sprache dieses als Mensch und Künstler gleich ehrwürdigen Mannes. Bei Naturen wie Overbeck, wo der Mensch und der Künstler nicht zwei getrennte Wesen sind, sondern beide in einer höheren Kraft,

im Christenthum sich vereinigen und durchdringen, haben auch die Worte einen höhern Werth, und ein Briefwechsel mit ihm mußte einen segensvolleren Gehalt gewinnen. Emilie Linder hat dieß in der That erfahren. In verschiedenen Wendungen kehrt in ihren Antworten an Overbeck der Gedanke wieder, den sie am 26. Februar 1837 in die Worte kleidet: „In Ihren Briefen sind nicht bloße Worte, es ist etwas Anderes, es ist eine Kraft, die zur Speise wird.“ Sie selbst ist es darum, die den römischen Meister von Herzen bittet, ihrer in der ernsten Angelegenheit des Heils eingedenk zu sein und nicht müde zu werden, ihr „von Zeit zu Zeit ein Wort der Ermunterung zuzurufen“. (Overbeckbiographie II. 21—22.) Professor Möhler, dem sie einen dieser Briefe mittheilte, sagte ihr nachher, daß er den Brief „mit Thränen der Rührung gelesen“ habe. Welchen Werth sie diesen freundschaftlichen Gesprächen beimaß, gab sie auch dadurch zu erkennen, daß sie Overbecks Briefe um diese Zeit dem befreundeten Landschaftsmaler Ahlborn[1]) zum Lesen mittheilte, der in ähnlicher Gemüthsverfassung wie sie selber sich befand. Auch er stand mitten in einer religiösen Krisis, auch ihn beschäftigte und erfüllte unruhvoll die „Angelegenheit des Heils“. Und nun kamen Overbecks Briefe und halfen seiner Wahrheit suchenden Seele wenigstens „das Finden erleichtern“. An Maria Himmelfahrt 1838 legte Ahlborn gemeinschaftlich mit seiner Frau das katholische Glaubensbekenntniß ab. Obgleich die Empfängerin der Briefe selbst noch nicht am gleichen Ziele angelangt war, so stand sie doch dem-

---

[1]) Aug. Wilhelm Ahlborn, geb. 11. Oktober 1796 zu Hannover, Schüler Wach's in Berlin, ein vortrefflicher Bildniß- und Landschaftsmaler, beschloß sein Leben in Rom am 23. Aug. 1857.

selben immerhin nahe genug, um Freude bei dem Gedanken zu empfinden, eine Botschaft von solchem Erfolg dem Freunde in Rom mittheilen zu können. „Sie werden gehört haben", schreibt sie ihm am 28. November 1838, „daß Maler Ahlborn diesen Sommer mit seiner Frau zu Ihrer Kirche übergetreten ist . . . Was Sie aber wahrscheinlich nicht wissen, ist, daß die Mittheilung von einigen Ihrer Briefe, die ich ihm gemacht, bedeutend zu seiner Entscheidung mitgewirkt habe. Während sie an Derjenigen, an welche sie gerichtet waren, noch keine klare und feste Ueberzeugung bewirken konnten. Wohl sind die Wege Gottes unerforschlich, Er wird Alles weislich hinausführen.[1])"

Bei allem Zögern und Schwanken war doch der warme Strom des Glaubens, der so der Malerin in München aus Rom zufloß, ihrem Herzen ungemein wohlthuend. Wir können uns auf ihr eigenes Zeugniß stützen, wenn wir sagen, daß in der Geschichte ihrer religiösen Entwicklung den Briefen Overbecks ein nicht geringes Verdienst zufällt, indem sie durch die überzeugungsvolle Kraft seiner Worte, wie seiner vom Glauben ganz durchgeistigten Persönlichkeit überhaupt, in der Erkenntniß wichtiger Wahrheiten bestärkt worden ist. Sie sah auch in diesem seinem Antheil an ihrer Hinführung zur Kirche eine dauernde Verpflichtung gegen den trefflichen Meister, und noch nach Jahren, als sie längst in die Kirche eingetreten war, rief sie ihm in ihren Briefen ein aus glücklichem Herzen strömendes „Vergelt's Gott!" zu.

Inzwischen aber mußte sie noch durch manchen harten

---

[1]) Howitt-Binder, Fr. Overbecks Leben und Schaffen, II. 31—32, 35. Hier und in Band 65 der „Histor. pol. Blätter" „Erinnerung an Fr. Overbeck" 1870) sind sämmtliche Briefe abgedruckt.

Kampf hindurch. Es war ein langes Ringen und Prüfen, das ihre Gewissenhaftigkeit ihr auferlegte. Die Furcht vor einem „übereilten Schritte, der sie nachmals in große Seelenunruhe stürzen könnte", ließ sie nur langsam vorwärts schreiten. So schwankte ihr Gemüth noch geraume Zeit, bewegt von ungestilltem Heilsverlangen. Sie stand bereits in der Vorhalle der Kirche und wagte nicht einzutreten. Viele Gebete in nah und fern, versicherte ein Eingeweihter, sind um ihretwillen zum Himmel gestiegen. Brentano hat die heißersehnte Bekehrung nicht erlebt, aber die Hoffnung, die seine letzten Tage erhellte (er starb am 28. Juli 1842), ging ein Jahr nach seinem Tode in Erfüllung.

Im Dezember 1842 schrieb E. Linder an einen befreundeten Künstler (E. Steinle) in Frankfurt: „Ich kann mir wohl das Zeugniß geben, daß ich unbefangen bin und mit aller Redlichkeit suche, darin Gottes Willen zu erforschen. Gott hat schon Vieles in meinem Innern weggerückt, schon Vieles umgestaltet; wenn es sein heiliger Wille ist, mich in die Kirche zu führen, so wird Er, ich bin deß gewiß, auch noch all das, was meiner Einsicht im Wege steht, wegräumen." Die Kirche mache es übrigens, meinte sie noch damals, den Protestanten nicht leicht; das Ablegen des tridentinischen Glaubensbekenntnisses sei eine harte Sache. Doch war sie nun bereits so weit mit sich in's Klare gekommen, daß sie jetzt Unterweisung bei einem tüchtigen Priester begehrte.

Durch Diepenbrock ward ihr ein theologischer Lehrer zugeführt, zu dem sie Vertrauen gewann. Es war dieß der Geistliche Rath Dr. theol. F. A. Dirnberger[1]),

---

[1]) Franz Anton Dirnberger, geb. am 10. Juni 1809 in Bamberg, 1833 Dr. theol., Prof. der Moral am Lyceum in Regens-

ein durch gründliche Gelehrsamkeit und wohlwollende Milde ausgezeichneter seelenkundiger Priester, der im Jahre 1842 als Direktor des Georgianum nach München berufen worden war. Fräulein Linder hatte seine Bekanntschaft schon früher, im Kreise der Geschwister Diepenbrock, in Regensburg gemacht, wo Dirnberger bis zum Jahre 1842 als Professor am Lyceum gewirkt hatte, und kam ihm nun in München bald näher. Sie ging mit Ernst an's Werk, und mit der eifervollen Ausdauer, womit sie jede Sache ergriff, lag sie fortan während eines Jahres wöchentlich mehrere Stunden dem Unterricht ob. Das Gebäude der katholischen Glaubenslehre trat nun in seinem innern Zusammenhang und harmonischen Gefüge ihr vor Augen. Ein Bedenken nach dem andern wich, auch jene, die sie noch zuletzt beirrt, wie der Ausdruck „Mutter Gottes", die vermeintliche Verstümmelung des Abendmahles durch Entziehung des Laienkelchs ꝛc. Sie lernte, um die Worte ihres geistlichen Führers zu gebrauchen, „das Göttliche, Nothwendige und Unveränderliche von dem Menschlichen, Zufälligen und Wandelbaren in und an der Kirche unterscheiden, und was ihr sonst eine unübersteigliche Schranke schien, wie das Mechanische, oft Rohe in manchen Volks-Andachten, weltlicher Glanz in der Hierarchie ꝛc., beirrte sie nicht mehr."

Im Herbst 1843 hatte Fräulein Linder noch eine Tour nach Tyrol und Oberitalien gemacht, und die Wenigsten konnten ahnen, daß der wichtige Schritt so nahe bevorstehe. „Ich habe", schreibt sie am 16. Oktober aus München, „mit Schuberts eine etwas ermüdende Reise

---

burg, von 1842—1855 Direktor am Priesterseminar (Georgianum) in München, starb hochgeachtet als Domdekan in Eichstätt am 26. Februar 1875.

bis Verona gemacht (wo ich übrigens fast auf dem Punkt war sitzen zu bleiben, um ein dortiges Bild zu kopiren); dann haben wir uns ein paar Wochen in Botzen aufgehalten, wo es für mich so ruhig und still und abgezogen war, daß es mir recht wohl that." In dieser Stille und Abgezogenheit, der sie dann noch mehr in München sich hingab, gedieh „die große Angelegenheit des Heils" endlich zur Reife.

Gegen Ende November 1843, mit dem Herannahen des Advent, brach auch in ihrem inneren Leben eine neue Zeit an, und die lange Spannung und Sehnsucht löste sich in dem Ausrufe: „Ich will zur Kirche!" Das letzte Wort der Entscheidung war durch Gebet gleichsam beflügelt worden. An der Schwelle jener erwartungsvollen Zeit, in der die Kirche singt: „Thauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab", wohnte sie eines Morgens in inbrünstigem Gebet einer stillen Messe an, welche der Geistliche ihrer Intention gemäß las. Das war die Stunde der Entscheidung. Sie trat aus dem Kirchlein mit dem freudigen und unabänderlichen Entschlusse, sich in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufnehmen zu lassen. Alles war überwunden, wie durch ein Werk der Gnade gelichtet und geschlichtet. Und vor ihrem Hausaltärchen sprach sie in Gegenwart des Direktor Dirnberger zuerst das Glaubensbekenntniß der Kirche aus. Es war der 25. November 1843.

Die Ersten, denen diese frohe Botschaft zuflog, waren ein edles Geschwisterpaar in Regensburg, Apollonia Diepenbrock und deren Bruder, der nachmalige gefeierte Cardinal und Fürstbischof von Breslau, damals noch Domdekan und bischöflicher Generalvikar zu Regensburg. Beide waren der frommen Künstlerin durch eine vieljährige

Freundschaft verbunden und mit dem Gang ihrer religiösen Entwicklung seit langem vertraut. Wie warm und aufrichtig die Sympathie war, die auch Apollonia's geistvoller Bruder für die Malerin empfand, hat er ihr in vielen Zuschriften, unter Anderem in dem Begleitschreiben zu seiner Sylvesterpredigt am Jahresschluß 1836 bekundet, die er ihr in Abschrift zusandte mit den Schlußworten: „Eines will ich als einen werthen Schatz aus dem alten in's neue Jahr hinübernehmen: unsere in christlicher Liebe gegründete Freundschaft, die Gott segnen wolle, daß sie unvergängliche Früchte für Ihn und Sein Reich trage . . . Segen über Sie, Licht, Stärke und Friede!" Diese Gesinnung bethätigte Melchior von Diepenbrock der Genossin seiner geliebten „Appel" treulich bei verschiedenen Anlässen, und er war ihr gerade noch in der letzten Zeit ein liebreicher, einsichtsvoller Berather gewesen.

Der Jünger Sailers begrüßte jetzt die beglückende Botschaft mit einem Friedensworte, wie es eines Kirchenhirten würdig war. Er schrieb am 29. November 1843:

„Von Geschäften der unangenehmsten Art hingehalten habe ich Ihnen, theuerste Freundin! gestern und vorgestern noch nicht einmal meine innigste Theilnahme und Freude an dem überraschenden Inhalte Ihres Briefleins vom Samstage ausdrücken können. Ueberraschend, weil ich ein so schnelles Abbrechen der allerdings reifen Frucht nicht erwartet hatte. Allein der Wind, der da wehet wo er will, rührte den Baum, und die reife milde Frucht fiel in den Schooß der treuen Mutter; wo sie nun aufbewahrt wird, immer milder und süßer zu werden bis zum Hochzeitsmahle des Bräutigams.

„Ich hoffe, wünsche und bete, daß nun Ihre Seele von Friede und Ruhe erfüllt sei, nachdem Ihre bisherige

Spannung und Unruhe in dem einfachen schönen Ausrufe: Ich will zur Kirche! sich ausgeboren hat. Sie haben aber auch allen Grund, beruhigt zu sein; denn in der Kirche, die einen Wittmann, Sailer, Fenelon, Vincenz v. Paul, Tauler, Suso, eine Theresia, einen Bernard, Augustin, Athanasius, Polycarpus u.s.w bis zu den Aposteln hinauf geboren und an ihrer Brust mit derselben himmlischen Lehre genährt, aus deren Mund und Leben diese selbe Eine Lehre durch die Reihe von achtzehn Jahrhunderten hindurch wie Ein geistiges Aroma duftet: in dieser Kirche ist man in guter sicherer Reisegesellschaft zum Himmel, und darf nicht fürchten, irre zu gehen, wenn man ihrer Leitung folgt. Darum heiße ich Sie denn nun auch aus ganzer Seele willkommen in dieser edlen Gesellschaft, der Sie durch Ihr treues Sehnen und Ahnen längst innerlich angehörten, nun aber durch Handschlag und Friedenskuß auch äußerlich beigesellt sind, und bald durch das heiligste Siegel und Unterpfand, und durch die höchste Liebesweihe, durch die Eucharistie vollkommen und wesentlich werden einverleibt werden. — Sie haben harte dornige Wege gehen müssen, durch jahrelangen Kampf, Zweifel und Streit, um zu diesem Ziele zu gelangen. Winden Sie nun den Oelzweig des Friedens kühlend um Ihre heiße Schläfen; ich will sagen: lassen Sie die Anstrengung des Kopfes, das Grübeln des Verstandes einstweilen ruhen; leben Sie im Gemüthe; erweitern Sie Ihr Herz zur Aufnahme der heiligen Güter, die die Kirche Ihnen bei Ihrem Eintritte bietet! Und vor Allem: verbannen Sie alle Aengstlichkeit und Sorge; damit erwirbt man nichts, sondern verdirbt sich alles. Lassen Sie Ihren Kahn, von Gottes Hauch getrieben, ruhig auf dem breiten Strome des Kirchenlebens dahingleiten, erfreuen Sie sich an den Sternen und Blumen, die sich

darin spiegeln, an den Fischen, die darin spielen; und wenn Ihnen auch zuweilen ein ungestaltes unheimliches Thier in die Augen fällt, so denken Sie, daß das Reich Gottes hier noch im Widerstreit der Entwicklung befangen ist; und an das große Weltnetz, das allerlei Fische enthält, und an die Engel, die am großen Tage sondern werden. — Und nun Gottbefohlen! Nochmals: Friede und Freude im heiligen Geiste sei Ihre Morgengabe!"

Bald zog sie ein, diese Morgengabe, in ihrem Gemüthe. Da sie in jeder Weise gründlich vorbereitet war, so konnte die Aufnahme, wie sie wünschte, schon in den nächstfolgenden Tagen stattfinden. Sie wollte den Schritt in aller Stille thun, nur einigen Wenigen aus dem Freundeskreise, wie Professor Haneberg und Phillips, gab sie noch am Vorabend Kunde, um sie zum Gebet aufzufordern. Die Antwort Hanebergs ist so schön, daß sie an dieser Stelle noch eingefügt zu werden verdient. Er schreibt:

„München, 3. Dezember 1843.

„Gott sei gepriesen für die glückliche Botschaft, die mir Ihr Briefchen bringt, innigst verehrtes Fräulein! Ich finde keine Worte, meine Freude auszusprechen; ich kann nur sagen: Herr bekräftige, was Du gethan hast. Ja, es ist das Werk stiller Belehrungen des Herrn, das Werk jenes Zuges der Gnade, dem kein redliches Herz widersteht, und dem gewiß noch viele, viele aufrichtige Protestanten folgen werden.

„Seien Sie mir von Herzen gegrüßt als Genossin derselben Glaubensüberzeugung, derselben Sakramente, derselben Hoffnung in Christo!

„O wenn ich an die Thränen denke, die der selige Clemens weinte, als man ihm sagte, die Mutter von Phillips sei ein Mitglied der katholischen Kirche. Diese

Thränen galten Ihnen. Der morgige Tag ist gewiß auch für seine Seele ein Fest wie für die meine, und eine Erleichterung, ein Almosen, wenn er dessen noch bedarf. — Doch ich lasse Sie allein mit Ihrem Erlöser, zu dessen Füßen Sie den Muth gelernt haben, der Sie bis hieher geführt hat. Sie brauchen heute noch seinen Segen, um den auch mein schwaches Gebet für Sie flehen wird. Nur das muß ich noch beifügen, daß ich seit Ihrer Sendung auf St. Clemens-Tag täglich mir vornahm, Sie zu besuchen, um Ihnen für die mir so rührende Sorge zu danken, welche Sie dem Seligen so treu und so katholisch reichten, sowie für die großmüthige Gabe, um Ihnen zu sagen, daß ich seit meiner Anwesenheit in Botzen mit doppeltem Ernste Ihrer in meinem freilich armen Gebete immer täglich neben dem seligen Clemens gedacht habe, und daß diese Pflicht des religiösen Andenkens für mich nichts als ein theures Erbe sei, das der Selige mir hinterlassen hat. — Heute war ich schon in der Nähe, mit der Absicht, vollends hinzugehen. Ohne Zweifel sah mein und Ihr Schutzengel, daß es besser sei, wenn ich noch warte. — Wie großmüthig sind Sie, mir trotz meiner — freilich nur scheinbaren — Undankbarkeit zu einer Stunde, wo Sie mit so großen ernsten Angelegenheiten beschäftigt sind, durch Ihr Schreiben eine so große Freude zu bereiten!

„Gottes Schutz sei mit Ihnen und Ihrem innigst theilnehmenden Daniel Haneberg."

Am 4. Dezember 1843 legte Emilie Linder, im Beisein ihrer Freundin Apollonia Diepenbrock, die sie von Regensburg zu diesem ihrem Festtage beschieden hatte, in der Seminarkapelle des Georgianum feierlich das katholische Glaubensbekenntniß ab. Tags darauf ertheilte ihr der päpstliche Nuntius Viale Prelà in seiner Hauskapelle das

Sakrament der Firmung, wobei er in deutscher Sprache eine herrliche Rede hielt; Firmpathin war die vorgenannte Freundin, die, nach dem Ausdruck eines kundigen Zeugen jener Tage, „in Wahrheit durch ihr katholisches Glauben, Lieben, Beten und Wirken ihre geistige Mutter geworden". Dann reiste sie mit dieser nach Regensburg, um sich völliger Zurückgezogenheit hingeben zu können und mit ihrem neuen Glücke allein zu sein.

Wie sehr sie dieses Glück empfand und nun mit jedem Tage mehr die Größe desselben inne ward, darüber geben ihre eigenen Briefe aus jener Zeit den lebendigsten Aufschluß. Ein seliges Jauchzen klingt aus all' den Zeilen, womit sie das Ereigniß nun an die Freunde in der Ferne meldete; so namentlich an Overbeck in Rom [1]) und an Edward Steinle in Frankfurt, diejenigen beiden befreundeten Kunstgenossen, die, mit wenigen andern, in den genauern Verlauf ihrer Seelengeschichte eingeweiht waren. Dem Frankfurter Maler hatte Emilie Linder vornehmlich seit dem Tode Brentano's, dessen Liebling er gewesen, ihr Herz eröffnet, wie sie denn ihr ganzes Vertrauensverhältniß zu Steinle „als ein Vermächtniß von Clemens" betrachtet wissen wollte [2]). Ihm meldete sie nun das Ereigniß noch von Regensburg aus (9. Dezember) mit folgendem kurzen Zuruf:

[1]) Ihr Brief an Overbeck, aus Regensburg, 10. Dez. 1843, ist abgedruckt in der Overbeck-Biographie II. 40.

[2]) „Sehen wir auch unser gegenseitiges freundschaftliches Verhältniß als ein Vermächtniß von Clemens an. Gott mit Ihnen und den Ihrigen!" So schließt sie einen Brief vom 5. Aug. 1842 — acht Tage nach Clemens Brentano's Tod. — Ihre Briefe an E. Steinle, die mir der seitdem verewigte Meister mit freundlichstem Entgegenkommen zur Verfügung stellte, bilden für die nächstfolgenden Jahre die werthvollste Quelle.

„Dießmal komme ich wieder bloß mit einigen Worten — aber es sind keine provisorischen mehr, sondern recht concludirende: ich gehöre der Kirche an! Hätte ich Ihnen, wie mein innerer Wunsch war, gleich schreiben können, ja noch vor der wichtigen Stunde, um auch Sie zum Gebete für mich aufzufordern: meine Nachricht wäre Ihnen wohl eine überraschende gewesen. Jetzt haben Sie es sicher schon auf anderem Wege von München aus gehört, und meine Zeilen kommen bloß zur Bestätigung, und weil ich es Ihnen doch gerne noch mit eigenem Munde zurufen möchte. Daß es so schnell gehen würde, hätten Sie in letzter Zeit kaum gedacht? Und doch — es war in mir so lange vorbereitet, und trotz mancher Kämpfe, gerade noch in der letzten Zeit, ist mir es nun wie die nothwendig gewordene, naturgemäße, ruhige Entwicklung des innern Lebensganges. Gott sei gelobt und gepriesen für alle Gnade! Wie ich einmal den Entschluß gegen den Geistlichen, der mich schon längere Zeit geführt hat, ausgesprochen hatte, so war es mir auch lieb, daß der Schritt selbst recht bald geschehe. Meine gute Apolonie kam schnell von Regensburg nach München, um der ernsten Stunde meines Eintrittes beizuwohnen; den darauffolgenden Tag erhielt ich die heilige Firmung. Und nun habe ich die Apolonie hieher begleitet, um der ersten Unruhe und dem ersten Gerede etwas zu entfliehen und einige Tage der innern Sammlung hier zubringen zu können — eine Zeit der Stärkung und innern Erquickung für mancherlei Schweres und Unangenehmes, was nicht ausbleiben wird. Doch hat es Gott unaussprechlich milde und sanft mit mir bis dahin gemacht."

Das war die erste eilige einfache Botschaft, bald aber ließ sie von München aus eine zweite folgen, in der sie

nun dem Jubel ihres Herzens Raum gab. Der Brief vom 19. Januar 1844 an denselben Freund lautet: „Meine letzten Zeilen waren so kurz, so gar kurz; aber die frohe Botschaft sollte Ihnen vorerst gleich zukommen, und da genügte auch die kürzeste Anzeige. Nun sind sechs Wochen darüber hingezogen und es wird Ihnen wieder Freude machen zu hören, wie ich mit jedem Tage neu beglückt bin und bewegt von der großen Gnade Gottes. Sie werden dieß zwar nicht bezweifelt haben, aber jede Bestätigung ist wieder eine neue Freude, ist besonders Ihnen eine rechte Freude, der Sie so herzlichen Antheil immer an mir genommen haben. Ach lieber Steinle, es ist so schön, so gar schön in der Kirche sein! Ich frage mich jeden Tag: aber warum denn ich? warum denn gerade mir diese Gnade, von so vielen Andern, die derselben viel würdiger wären? wie bin ich dazu gekommen? Ich weiß da nichts anderes, als weil so viele treue und Gott nahe stehende Seelen für mich gebetet haben, so unermüdet für mich gebetet, daß Gott ihrem Flehen nicht widerstehen konnte. Wie oft, wie gar oft muß ich da ausrufen, wie Sie es thaten: Gott sei gelobt und gepriesen in Ewigkeit! Erst jetzt verstehe ich das tiefe Gefühl und den unausgesetzten Wunsch des Herzens: o möchten doch Alle, Alle in dem Einen großen Gotteshause sein, o möchten doch Alle es empfinden wie freundlich, wie unaussprechlich freundlich der Herr ist; und wie Seine Barmherzigkeit alles Fassen und Begreifen übersteigt. O lieber Freund, bitten Sie, flehen Sie bei Gott für mich, daß ich diese Gnaden — ich will nicht sagen: verdiene, wer könnte dieß je? — daß ich sie aber täglich tiefer empfinde und verstehe, daß mein Leben ein Dank- und ein Loblied wird. Noch ist mir wie einem kleinen freudigen Kinde zu Muthe, das

im Schooße der Mutter liegt; — das Kreuz wird aber auch nachkommen und muß wohl auch; doch bangt mir nicht, weiß ich ja zu jeder Stunde, wo Muth und Kraft und Trost zu holen ist.

„Bis dahin hat mir es Gott aber auch äußerlich leicht gemacht. Meine (einzige) Schwester war wohl bei der ersten Nachricht bestürzt und bekümmert, doch mehr aus liebender Sorge, ich möchte mich nun abwenden von ihr; da sie sieht, daß dieß nicht der Fall ist, höre ich keine Klage mehr; meine Nichten, meine mir nahe stehenden Freunde in der Heimath, alle sind unverändert. Auch hier sind die Freunde dieselben geblieben; nur zwei meiner jüngeren Freundinnen glaubten es ihrer religiösen Ueberzeugung schuldig zu sein, den Umgang mit mir abzubrechen; aber siehe da, am Neujahrstag kam die eine und die andere und stürzte sich mir an den Hals . . . . Gott mit uns allen! Er reinige und heilige uns und lasse uns reif werden zum ewigen Leben. Nochmals: bitten Sie für mich zu Gott. Und danken Sie mit mir für Seine unnennbaren Gnaden. In herzlich theilnehmender Freundschaft E. Linder."

Die Adventzeit hatte fortan für sie noch eine besondere festliche Bedeutung. Voll demüthiger Dankbarkeit feierte sie von da an regelmäßig den wiederkehrenden Jahrestag. Es war eine dreitägige Festzeit, die sie in der Erinnerung zu begehen hatte und die sie immer mit derselben freudigen Bewegung, mit der Seligkeit eines reich beschenkten Kindes beging: nämlich der Tag ihres Entschlusses, der ihrer Aufnahme in die Kirche, und der Firmungstag. So schreibt sie am 24. Dezember 1844 an den vorgenannten Freund: „. . . . Wenn ich Ihnen nun noch mein inneres Leben andeuten soll — o, es ist noch immer, wie Sie so richtig sagen: die süße Muttermilch unaussprechlicher

Gnade und Barmherzigkeit, und zeitweise eine so überschwengliche Wonne, daß mir ist, ich müsse das Herz mit beiden Händen festhalten. In letzter Zeit besonders habe ich ja auch große Festtage der Seele gefeiert: mit dem Advent bin ich in die Kirche getreten. Ich hatte also zuvor den Tag des Entschlusses zu feiern, dann den Eintrittstag, den Firmungstag — das alles waren wahre innere Jubeltage. Ein Jahr der Gnade und des Segens! .. Die gute Tony Fugger[1]) nennt mich das Hätschelkind Gottes, und sie hat vollkommen Recht. Aber wenn ich frage: woher mir dieß? — o, da möchte ich tief, tief mich bücken, und tief beschämt mich fragen: Herr, warum mir dieß? . . . Doch ich will nicht voraus sorgen. Er der jetzt die Wonne in's Herz legt, kann, ja muß auch Kraft und Muth geben, wenn Er das Kreuz auf unsere Schultern legt. Und Er wird es auch. Gepriesen sei sein heiliger Name!"

Wie war nun alle vormalige Aengstlichkeit, die Furcht vor einem übereilten Schritte, die ihr den Entschluß am Scheidewege so schwer gemacht, eitle Sorge gewesen! Keine Spur von Seelenunruhe, vor der sie ehevor so sehr gebangt. Die Morgengabe, die ihr der Segenswunsch Diepenbrocks verhieß, Friede und Freudigkeit des Glaubens, war in der That ihr bleibend Erbtheil geworden. Ein Lobgesang ging seitdem fortwährend durch ihre Seele.

Fügen wir zu den bisherigen Aeußerungen nur noch

---

[1]) Gräfin Antonie von Fugger-Glött, geb. 25. Aug. 1799 zu Glött bei Dillingen, gestorben 8. Februar 1885 in Regensburg, widmete den größten Theil ihres Lebens, gleich ihrer Freundin A. Diepenbrock, dem Dienste christlicher Wohlthätigkeit im „Wittmannhäuschen", einer von Verehrern des Bischofs Wittmann gegründeten Anstalt zu Regensburg.

wenige weitere Bezeugungen aus ihrem Munde. Sie sollen zeigen, daß ihr inneres Glück nicht die Wirkung einer vorübergehenden Erregung war. So ruft sie einmal dem Freunde Steinle zu: „Daß ich auch ohne schriftliches Zeichen viel Ihrer gedenke, glauben Sie ohnedieß; wie oft ich Ihnen aber innerlich meine Freude, meine selige Freude zurufe — wissen Sie denn dieß auch? Mein Herz jubelt oft, wie das Kind beim Christbaum, über die unerschöpfliche Barmherzigkeit Gottes, und weiß gar nicht, wie es sich geberden soll im Besitze so unermeßlicher, nie versiegender Schätze. Wie gut, wie gut ist Gott gewesen, mich in Seine heilige Kirche zu rufen!"

Und bei der abermaligen Wiederkehr des Advents schreibt sie im Rückblick auf ihre freundliche Festwoche wiederum, 8. Dezember 1845: „Die vorige Woche habe ich meine, zwar äußerlich ganz stillen, innerlich aber großen wichtigen Feiertage gefeiert: den Jahrestag meiner Aufnahme in die Kirche, und meiner Firmung. Ach, lieber Steinle, was kann ich da anders sagen, als: Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir ist Seinen heiligen Namen! Wie ist seine Barmherzigkeit und Gnade so unaussprechbar groß und weit über alles Fassen und Denken ... Jetzt in der Kirche geborgen zu sein, in einer Zeit, wo kein Halt, kein Boden mehr zu finden ist. O wenn es doch unsere Brüder wüßten, welch' ein Friede da zu finden ist; o wenn sie es ahnen könnten, was sie von sich stoßen! Es möchte einem das Herz bluten. Aber das kann ich Sie versichern, daß man erst in der Kirche sie wirklich kennen lernt, daß man ihr Leben erst leben muß, um es zu verstehen. Man kann außer der Kirche, wenn man sucht, wohl viel von ihr wissen, kann sich unterrichten — sie ist ja aber kein bloß Dagewesenes (bloß historisches), sondern

sie ist ein Daseiendes, Lebendes, wie Christus in ihr lebendig Gebliebenes, das Versöhnungswerk ein ewig sich fortsetzendes. Von diesem Leben in der Kirche können wir, außer ihr, keinen Begriff haben, weil eben dieses ja ganz fehlt. Wie oft möchte ich es jetzt Clemens sagen können, wie mir zu Muthe ist. Doch so Gott will, weiß er es und freut sich darüber. Gott sei gepriesen für Alles!"

Klingt aus all' diesen Worten der ächte volle Herzenston eines glaubensfreudigen Gemüthes, so erhellt aus denselben ebenso, daß ihr persönliches Verhältniß zu den protestantischen Freunden und Verwandten von ihrer Seite keine Aenderung erlitt. Mit der pietätsvollen Treue, die ihr eigen war, suchte sie die alten Bande festzuhalten, die ihr theuer waren, wie sie überhaupt den frühern Glaubensgenossen insgemein mit der alten Unbefangenheit und duldsamen Liebe begegnete. Cornelius, der ihre Conversion mit herzlicher Theilnahme begrüßte, schrieb ihr, nach seiner Rückkehr von Rom, am 8. Juni 1844 aus Berlin: „In Rom vernahm ich auch, daß Sie sich endlich ein Herz gefaßt haben[1]), es überraschte mich nicht, Gott segne Sie und bewahre Sie ferner vor geistlichem Hochmuth und Lieblosigkeit." Gewiß bedurfte keine Convertitin weniger dieser Mahnung als Emilie Linder, die ein Muster schöner Demuth war. Duldsame Schonung und Billigkeit übte Niemand zarter als sie, und Abt Haneberg konnte mit vollem Grund an ihrem Grabe bezeugen, daß sie auch nach ihrem Uebertritte den früheren Glaubensgenossen gegenüber „die Pflichten der Pietät in ihrem ganzen Um-

---

[1]) Von Cornelius unterstrichen. Er hat das Wort schon in einem früheren Briefe gebraucht.

fange zu erfüllen bemüht war und den, welcher ihr früher persönliche Hochachtung zu verdienen geschienen hatte, auch nachher mit ungeänderter Gesinnung zu schätzen wußte."

Rücksichtsvolle Pietät war der Beweggrund, der sie gleich den ersten Sommer nach ihrer Conversion bestimmte, eine Reise in die Schweiz, in ihre Vaterstadt Basel und zu anderen Verwandten nach Luzern anzutreten. Es dünkte ihr ein persönlicher Besuch gerade jetzt „mehr als je Pflicht"; sie glaubte dieß den Ihrigen schuldig zu sein, damit sie sich durch den Augenschein überzeugen könnten, „daß die katholische Kirche keine trennende und hassende sei." Diese Gesinnung blieb durchgehends in ihrem Verhalten maßgebend. Das Verlangen nach einer allgemeinen religiösen Wiedervereinigung war ein Gedanke, der sie viel beschäftigte, und tief betrübte sie es, so manche redlichen Protestanten der Kirche so nahe stehen zu sehen, die doch nicht in das Innere, „von der historischen in die lebendige Kirche" gelangen, lediglich, wie sie nach ihren persönlichen Erfahrungen dafürhielt, aus einer mangelhaften Vorstellung, aus einer Scheu, von der man sich im Grunde nicht Rechenschaft gebe. „Das Bedürfniß ist groß, die Seelen hungern und dürsten, aber die liebevolleren (Protestanten) beben vor einem Riß zurück, den sie glauben in ihr Gefühl und Leben bringen zu müssen — was eine Täuschung ist — denn die Liebe mindert sich nicht, sondern wächst. Aber das weiß man draußen nicht. Ach wie vieles weiß man nicht!"

So äußerte sie sich im Jahre 1846, und drei Jahre später kam sie nochmals auf ihren Lieblingsgedanken zurück, indem sie am Himmelfahrtstage (17. Mai 1849) von Regensburg aus an Professor Steinle die schönen Worte richtete: „Als ich gestern bei dem Bittgang das Volk in die schöne große Pforte, die Stufen hinauf, in unseren

herrlichen Dom einziehen sah, da wurde mir das Herz wunderbar bewegt, und ich sah im Geiste die Zeit, wo wieder alles Volk einig und freudig mit Hallelujahgesang da einziehen wird und die großen Thaten Gottes verkündigen. Das möchte ich noch erleben können und dann in Frieden abscheiden. Ich werde es zwar nicht mehr hier auf Erden erleben, aber doch wohl in der Ewigkeit Kunde davon haben und Gott preisen."

Als wäre sie von Kindheit an ein Glied der Kirche gewesen, so sehr fühlte sie sich vom ersten Augenblick an heimisch in ihren Räumen, in dem wirksamen Segen ihrer Gemeinschaft, und so leicht und rasch lebte sie sich in alle katholischen Uebungen hinein mit ihrer ganzen hingebenden, tiefverstehenden Seele. Wie verstand und erlebte sie nun innerlich die Wahrheit des Wortes, das ihr der edle Cardinal Diepenbrock am Tage ihres Eintrittes in die Kirche zurief, indem er sagte: „Sie treten nun hin auf den Boden, den nicht Christi Fußstapfen bloß, den Seine Hände bezeichnet, Sein Geist geweiht, Seine Liebe geheiligt zum Aufbau Seiner Kirche, zum Pflanzort für alle Reben, die an Seinem Kreuze aufrankend, wahrhaft an und in Ihm Früchte tragen der Liebe, Demuth und völligen Hingebung — für die Ewigkeit!" Und seiner treuen Mahnung folgend ließ sie forthin ihren Kahn, von Gottes Hauch getrieben, ruhig auf dem breiten Strome des Kirchenlebens dahingleiten.

IV.

In dem Frieden, der bei ihr eingezogen, setzte Emilie Linder ihre Kunstthätigkeit mit verjüngter Kraft wieder fort, die nunmehr inniger als je der religiösen Malerei

zugewendet war. Der Vormittag ward regelmäßig an der Staffelei verbracht. Welche Freude mußte es ihr jetzt erst sein, Altarbilder und andere für das Haus des Herrn bestimmte Gemälde auszuführen, die sie in ihrer Weise in arme Kirchen und Kapellen zu stiften pflegte und die sie oft weithin, selbst an katholische Gemeinden in Griechenland und Paris, geliefert hat. Weltabgeschiedene Geistliche, Seelsorger auf Missionsposten meldeten sich; auch ihre schweizerische Heimatdiöcese blieb nicht vergessen, in Basel und Luzern sind Bilder von ihr; selbst Fürstbischof Diepenbrock begehrte ein Altarblatt für die Kirche in Görlitz (1850) und erinnerte die Malerin dabei freundlich scherzend an den Görlitzer Schuster und tiefsinnigen Mystiker Jakob Böhme, für den sie ja einst unter der Anleitung ihres Freundes und Vorlesers Franz von Baader soviel Interesse bekundet. Wo immer ein Hilferuf zu solchem Zwecke an sie kam, da war sie nach Kräften bereit, ihr künstlerisches Scherflein beizutragen. Ihre große emsige Kunstbeflissenheit setzte sie in den Stand viele Wünsche zu befriedigen, und im Laufe eines langen Lebens manche arme Gemeinde glücklich zu machen, die sonst vielleicht noch lange des kirchlichen Schmuckes hätte entbehren müssen. In derselben Intention und zu gleichem Zweck ließ sie nebenbei von Schlotthauers Schülern religiöse Gemälde ausführen, damit ein doppeltes Werk der Wohlthätigkeit übend, gegen arme Gemeinden und gegen arme junge Künstler. Frei von jedem Künstlerehrgeiz verschmähte sie es auch nicht in gleicher Absicht Copien nach guten Meistern zu machen. So hat sie das in ihrem Besitze befindliche Gemälde Overbecks vom Tode des heil. Joseph, von dem G. H. Schubert äußerte, daß es ihn zu Thränen gerührt habe, auf Andringen des Hofpredigers

Hauber mit viel Liebe und Verständniß copirt für die Kapelle der barmherzigen Schwestern in München. Bescheiden, wie sie von ihrer eigenen Befähigung dachte, arbeitete sie auch jetzt nicht anders als unter dem Beirath ihres alten Lehrers und Meisters, dessen Urtheil bei ihr seine Geltung nie verlor. Ihren Gemälden wohnt eine innige zarte Empfindung inne; und wenn sie in der technischen Ausführung eine gewisse Schüchternheit verrathen, so sind sie wenigstens alle mit großem Fleiße und hingebender Sorgfalt behandelt. W. H. Riehl, der in seinen „Culturgeschichtlichen Charakterköpfen" E. Linder eine kleine anziehende Skizze gewidmet hat, stellt sie neben Angelica Kaufmann und Marie Ellenrieder, neben denen sie freilich an schöpferischer Kraft die dritte Stelle einnimmt: „Das Lichtvolle bei dieser Künstlerin aber war: die Selbsterkenntniß der Schranke ihres Talents und dann doch wieder die Treue und Begeisterung, mit welcher sie an ihrer geliebten Kunst festhielt; die Selbstlosigkeit, womit sie künstlerisch zu wirken und zu nützen suchte, ohne allen Anspruch auf Ruhm und Anerkennung. Wer wollte Aehnliches anderen Künstlerinnen zumuthen! Und doch sprach aus diesem unter schweren Kämpfen errungenen Selbstvergessen der Geist echtester Weiblichkeit [1])!"

Eine ihrer gelungensten Arbeiten ist wohl das Porträt von Clemens Brentano, ein durch Aehnlichkeit und geistvolle Auffassung ausgezeichnetes Oelbild, das sie um die Mitte der dreißiger Jahre gemalt und nach dem Tode des Dichters durch Knauth lithographisch vervielfältigen ließ; es ist jetzt auch dem ersten Band seiner gesammelten

---

[1]) Culturgeschichtliche Charakterköpfe. Von W. H. Riehl. Stuttgart 1891. S. 150.

Schriften beigegeben, mit dem Vers, der durch das schönste seiner Märchen wie durch das Märchen seines Lebens klingt:

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit."

Es dient zur Charakteristik der Malerin, ihr eigenes Urtheil über das Bildniß zu vernehmen. Auf die anerkennende Beurtheilung Steinle's antwortet sie im Dezember 1842: „Daß Sie es (das Clemens-Porträt) ähnlich gefunden, hat mich unaussprechlich gefreut; denn wie ich Sie zu kennen glaube, würden Sie, und namentlich in solchem Falle, keine bloßen Worte machen können; also nehme ich Ihre Aeußerung als eine wahre auf. Seit Clemens' Tod habe ich kein Urtheil mehr über das Bild. Lächeln mußte ich bei Ihrer Bemerkung über die Haare, und wie Sie dieselbe so zart aussprechen, während Sie mit allem Fug hätten sagen können, die Haare sind recht abscheulich behandelt. Es ist dies überhaupt meine schwache Seite, ich verstehe es nicht, Haare zu malen, verstehe es so gar nicht, die so nöthige Leichtigkeit hineinzubringen. und bin immer recht verdrießlich über meine Ungeschicklichkeit . . . Als mir Clemens damals saß, hatte er noch weit reicheres und sehr gelocktes Haar als in den letzten Jahren; hätte ich es gehörig zu behandeln verstanden, es sähe freilich ganz anders aus. Das würden Sie am besten zu verbessern wissen."

Als sie dem Freunde, drei Monate später, Abdrücke der Knauth'schen Lithographie nach Frankfurt schickte, schrieb sie dazu (25. März 1843): „Hier endlich einige Abdrücke von Clemens' Porträt. Ob Sie wohl zufrieden sind? — ich bin es nicht ganz. Ich habe es durch Knauth lithographiren lassen, in der Meinung, daß, da er Clemens gekannt, er es wohl am lebendigsten auffassen würde. Es

kömmt mir aber doch fast nur liniengetreu vor, daher steifer als das Bild; ich wage die Aeußerung vor Ihnen, ohne zu befürchten, daß Sie mich für unbescheiden halten, daß in meinem Bilde doch etwas Unmittelbareres, und trotz dem sehr Schülerhaften, dennoch Lebendigeres ist, als sich in der Lithographie ausspricht."

Das Originalbild vermachte die Malerin letztwillig dem Abte Haneberg von St. Bonifaz in München.

Die alte löbliche Gewohnheit der Kunstpflege durch Bestellungen und Ankäufe für den eigenen Besitz und Schmuck des Hauses, dieses edle Vorrecht eines recht verstandenen Reichthums übte Emilie Linder nach wie vor in liberaler Weise. Ihre Sammlung von auserlesenen Kunstgebilden vereinigte nach und nach die besten Namen: so war außer den früher genannten Meistern (Overbeck, Cornelius, Eberhard) vor allem Steinle durch eine Reihe herrlicher Compositionen vertreten [1]), dann Schnorr, Schraudolph, Schwind, Heß, Genelli, Rottmann, Führich, Neher, Eberle, Ahlborn, Koch, Marie Ellenrieder ꝛc. Eine Büste des Clemens Brentano von Fr. Tieck, in des Dichters jungen Jahren modellirt, befand sich ebenfalls in ihrem Besitz. Auch darin blieb sich die Künstlerin getreu, daß sie begabten Schülern befreundeter Meister fort und fort in wohlwollender Weise Förderung angedeihen ließ. Mit einsichtiger Charakteristik empfiehlt sie dem Professor Steinle jüngere Talente aus ihrem Bekanntenkreise als Gehilfen für seine monumentalen Aufträge. Ueberhaupt hat ihre hilfreiche Hand manches künstlerische Unternehmen möglich

---

[1]) Mehrere davon, wie die liebliche „Krippenfeier des heiligen Franziskus", die „Legende von der heiligen Marina", haben Clemens Brentano zu schönen Gedichten begeistert, die der Sammlung seiner geistlichen Lieder eingereiht sind.

gemacht. Und wohl mancher Künstler hatte bei solchen Anlässen nicht bloß ihre Liberalität, sondern auch den feinen Takt und das Zartgefühl zu bewundern, womit sie Aufträge einleitete und Verzögerungen hinnahm. In den Briefen Overbeck's und Adam Eberle's finden sich herzgewinnende Zeugnisse dafür. Sie bekundete eine wahrhaft erfinderische Geduld durch das freundlichste Eingehen in fremde Verhältnisse und Umstände, auch bei jahrelang hingehaltenen Arbeiten und theilweise voraus honorirten Bestellungen. Ja sie sammelte wohl noch feurige Kohlen auf das Haupt desjenigen, der ihre Geduld auf die Probe setzte: sie überraschte ihn ungebeten mit Vorschüssen, die zuweilen gar sehr zur rechten Zeit kamen, und sie erfuhr dann aus danküberströmenden Antworten, daß sie „wieder einmal ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung gewesen".

In solcher und ähnlicher Weise hat Fräulein Linder viel ohne alles Geräusch gewirkt, und das volle Gefühl Freude gemacht zu haben, hat sie gar oftmals erfahren. Noch nach einer anderen Seite übte sie jene schöne Liberalität. Sie ließ die Nachbildung und Verbreitung der werthvollsten eigenthümlich erworbenen Zeichnungen neidlos zu, und indem sie Unternehmungen dieser Art freudwillig, oft sogar auf eigene Kosten förderte und anregte, hatte sie in doppelter Beziehung, durch unmittelbare Unterstützung und durch Vervielfältigung guter Compositionen, Antheil an dem verdienstlichen Streben Overbecks und seiner Gesinnungsgenossen: Verbreitung einer ernstern bessern Kunstrichtung.

Die Aufgabe der Kunst gestaltete sich ihr mit den Jahren immer ernster. Bei der Beurtheilung von Werken war ihr die Gesinnung ebenso wichtig als die Kunstfertigkeit; und diese Forderung stellte sie zu allererst an sich

selber. Sie sah in der Kunst einen Widerschein aus jener ewigen Lichtwelt, und was nicht zu dieser emporführt, erschien ihr eitle Mühe, verlorne Arbeit. Das Ueberhandnehmen der materialistischen Richtung, namentlich seit den fünfziger Jahren, nahm sie mit Schmerz wahr, und nichts konnte heftiger ihren Unwillen erregen als die Herabwürdigung der Kunst zu niedrigen und unsittlichen Tendenzen. Auch in München waltete nicht mehr der alte Geist, seitdem Cornelius fortgezogen. Was ist von der einst so fröhlich emporblühenden Schule kirchlicher Kunst noch übrig? Sie führt das Leben der Aschenbrödel. Schon im Jahre 1850 schrieb Fräulein Linder: „Die Freude ist nicht mehr groß an unserer Akademie; die Zeit der Liebe und Begeisterung ist vorüber. Ob wir noch eine Rückkehr erleben?"

Die zunehmende Trübung der politischen Verhältnisse und die Unterwühlung aller gesellschaftlichen Zustände war nicht geeignet dieser Hoffnung Raum zu geben. Sie fühlte aber, wie ungemein wohlthätig gerade unter den obwaltenden unerquicklichen Zeitverhältnissen ein bestimmter Beruf sei, und sie empfand den stillen Segen der Kunst und der Kunstübung jetzt mehr als je. So schrieb sie einmal von ihrem Sommeraufenthalt in Pähl (in der Nähe des Ammersees): „Ich werde noch eine kleine Tour in's Tyrol machen, und dann mich in meine Winterquartiere einpuppen, wo ich alsdann froh sein werde eine angefangene Arbeit zu finden, die mich gleich in Anspruch nimmt. Es ist die allergrößte Wohlthat in unserer Zeit, eine gegebene Arbeit zu haben; über wie Vieles kömmt man damit weg!" Das „friedliche Verweilen an der Staffelei" betrachtete sie als einen Feiertagsgenuß. Als sie das Bild von Gallait „Egmont und Horn", eine Glanzleistung des

siegreich vordringenden Realismus, in der Ausstellung sah, bemerkte sie darüber an Steinle: „Ich möchte das Bild nicht besitzen, aber bewundern mußte ich Vieles daran. Die Kunst ist ein so weites und wieder so enges Feld, und am Ende fühlt man immer wieder: was nicht Gott dient — ist wenigstens überflüssig.“ (1853.)

Ueber ihren äußern Lebenskreis breitete sich abendliche Stille. Aber ununterbrochen bis zu ihrem Tode übte sie die altgewohnte Gastlichkeit fort. Ihr Haus (Karlsplatz No. 6, heute Hotel Bellevue) blieb ein Einigungspunkt der wahrhaft guten Gesellschaft. Nicht leicht wird eine literarisch oder künstlerisch hervorragende Persönlichkeit von Ruf und bewährter Gesinnung zu längerem oder kürzerem Aufenthalt in München geweilt haben, die nicht der Einladung an ihren gastlichen Tisch sich erfreut hätte, der allwöchentlich einen kleinen Kreis versammelte. Den geistigen Hauswirth bei dieser Tafelrunde pflegte seit Brentano's Tod ihr ältester Freund, der ritterliche Geheimrath von Ringseis zu machen, der mit der Fülle seines Wissens, dem Reichthum persönlicher Erfahrungen und der Unerschöpflichkeit seines gesunden Humors wie kein Anderer befähigt war, die verschiedenartigste Mischung der Gäste zu beleben. Schon eine bloße Aufzählung der Namen wäre von Bedeutung und würde namentlich auch zeigen, wie wenig engherzig, wie wahrhaft freisinnig in bestem Wortverstand die Wahl der Gäste bei den Einladungen geübt wurde. Für das Fräulein selbst ist es bezeichnend, daß sie, im Verkehr mit den Einzelnen anregend und mittheilsam, am Tische zwar als freundliche Wirthin sich bezeigte, das Gespräch aber fast ausschließlich den Herren überließ, sich begnügend, „den Honig aus ihren Reden zu saugen, um ihn nachher in aller Stille in ihrem

Gemüthe zu verarbeiten." Ihre Umgebung versicherte, wie E. Ringseis nach ihrem Tode hörte: „an den Gasttagen sei sie sowohl vorher bei der Anordnung als nachher in der Erinnerung ganz besonders heiter gestimmt gewesen; sie habe sich immer darauf gefreut." Jedem, der einst an dieser Tafelrunde theilgenommen, wird der Rückblick an die dort verlebten Stunden und an das sanfte Bild der Wirthin eine unvergeßliche Erinnerung bleiben.

Auch nach auswärts unterhielt sie die alten freundschaftlichen Beziehungen durch einen vielseitigen Briefwechsel wie durch die alljährlichen Sommerreisen. Denn die Wanderlust und der frische Natursinn blieben ihr bis in's Alter treu. Nach zwei Punkten zog Liebe und Anhänglichkeit das Fräulein fast regelmäßig alle Jahre: in die schweizerische Heimat zu Schwester und Nichten, und nach Regensburg zur geliebten Herzensfreundin A. Diepenbrock, mit der sie einmal auch, im Sommer 1850, den Fürstbischof von Breslau, Cardinal Diepenbrock, auf seinem Schlosse Johannesberg in Schlesien besuchte. Ein beliebter Ort ihrer Sommerfrische war das auch von Hofrath von Schubert bevorzugte stille Pähl, unweit des Ammersee's, dessen verborgene Schönheiten schon Ludwig Steub in seinem „Bayerischen Hochland" heiter gepriesen hat [1]). Die Malerin stand auch mit den ländlichen Bewohnern des

[1]) Steub nennt es „ein gedeihliches Dorf" und fügt dann noch bei: „Auch ist's noch gar nicht lange her, daß Pähl zur Sommerszeit fast der geistreichste Ort im Oberlande war. Da sammelten sich nämlich zur Ferienzeit eine große Anzahl gelehrter und berühmter Männer, wie die Herren Phillips, Ringseis, Arndts, Brentano, Gotthilf Heinrich Schubert und viele andere, die sich glücklich fühlten, hier als einfache Sommerfrischler ihre freien Wochen dahinbringen und sich an einander erbauen zu können.

Dorfes auf gutem Fuß, wovon sie noch auf ihrem Krankenlager Zeugniß gab. Eine ihrer letzten Willensäußerungen, einen Tag vor ihrem Verscheiden, betraf eine kleine Festgabe zur goldenen Hochzeit eines ländlichen Ehepaares in Pähl; die sinnige Gabe bestand in einer Nachbildung der Vermählung Mariä (Sposalizio) von Rafael.

Ein so innerlich lebendes, treues, verstehendes Gemüth war für die Freundschaft geschaffen, und Emilie Linder übte sie in musterhafter Weise. Sie besaß hiefür jene beiden Eigenschaften, durch welche sie sich am besten bewährt: Offenheit und Opferwilligkeit. Was sie in der letztern zu leisten fähig war, darüber sind schon genügende Andeutungen gegeben. Die offene Geradherzigkeit aber lag schon in ihrem durch und durch wahrhaftigen Charakter begründet. Sie hatte ein schonendes, aber unbestechliches Urtheil, und am rechten Ort wußte sie es in unzweideutiger Weise geltend zu machen. Sie forderte die gleiche Aufrichtigkeit von den Andern, und nichts ging ihr über Wahrhaftigkeit. Wer dagegen verstieß, hatte es bei ihr ein für allemal verdorben; gegen unehrliche Halbheit und Gewundenheit konnte selbst ihre Taubensanftmuth in Harnisch gejagt werden. Man kann sagen: es war keine unedle Faser in ihr. Einen schönen Wettstreit übten Freimuth und Zartgefühl in ihr, wenn sie gegen einen befreundeten Künstler über ein Werk desselben ihr Urtheil abzugeben hatte. Ihre Bemerkungen waren treffend; durch die Sicherheit ihres Urtheils wußte sie zum Nachdenken anzuregen. Sie war aber, einer besser begründeten Ansicht

---

Im Lauf des letzten Jahrzehnts hat sich diese ländliche Akademie allerdings mehr und mehr zusammengezogen; am längsten ist der greise Schubert (und Emilie Linder) dem freundlichen Dorfe treu geblieben." (Bayer. Hochland. 1860. S. 478.)

gegenüber, ebenso rasch bereit, einen Irrthum unumwunden einzubekennen. Eine Aeußerung von ihr erscheint für diesen Zug bezeichnend. Sie antwortet auf die künstlerische Rechtfertigung eines berühmten Meisters, an dessen Composition sie Ausstellungen gemacht hatte (nämlich an Steinle's Cherubim-Köpfen 1843), frisch und ehrlich: „Es war daher jedenfalls meine erste Aeußerung gleich voreilig. Und dennoch möchte ich unter Freunden diese Vorsicht nicht beobachtet wissen, die kein rasches unüberlegtes Wort gestattet, denn damit ginge überhaupt eine herzliche Offenheit zu Grunde, die durch Klugheit und Ueberlegung doch nimmer ersetzt würde. Ich bitte mir daher auch für die Zukunft die Erlaubniß aus, ebenso offen, und wohl meist auch ebenso voreilig und unbedacht mich aussprechen zu dürfen."

Sie kam mit dem gleichen Vertrauen entgegen. Alle wichtigern Kunstgegenstände, um welche sie sich in irgend einer Weise annahm, wurden dem Rath und Gutachten der kunstverständigen Freunde unterbreitet. Wie nahm sie Theil an jedem neuen Lebensabschnitt oder Ereigniß in ihren Familien! Wie ihre sinnreiche Sorgfalt es liebte, durch ansprechende Andenken und scherzhafte Bescheerungen zu überraschen, so reichte ihre Treue, oft in rührenden Zeichen, über das Grab hinaus; gar manchem heimgegangenen Freunde hat sie eine Gedächtnißmesse gestiftet zum Frieden seiner Seele. Das Klee- und Möhlerblatt, eine auf ihre Kosten vervielfältigte Composition von Steinle, hatte die (freilich nicht erreichte) Bestimmung zur Gründung irgend einer kleinen Klee- und Möhlerstiftung beizutragen[1]; es wird auch so immer ein sinnig schönes

---

[1]) Vgl. Histor.-pol. Blätter Bd. 10, 125—128; C. v. Wurzbach, Ein Madonnenmaler unserer Zeit (Wien 1879) S. 65 u. 79.

Monument der beiden edlen Männer sein, die sie in München kennen und innig verehren gelernt hatte. Ebenso war sie ihrerseits für Beweise von Anhänglichkeit dankbar, besonders im vorgerückteren Alter, je mehr sie wahrnehmen mußte, in welch' erschreckendem Maße uneigennützige Treue und Wahrheit in diesem Zeitalter überwuchernder Charakterlosigkeit selten werde. „Alle Treue", sagte sie, „rührt mich in der jetzigen Zeit doppelt, denn sie ist wahrlich keine Modetugend!"

Ein ganz besonderes Plätzchen in ihrer liebenden Fürsorge nahm fort und fort ihr geliebtes Assisi ein, das Klösterlein der „Bavarese", der deutschen Schwestern vom hl. Franziskus. In Zeiten schwerer Noth, namentlich in den wüsten Revolutionsjahren, war es ihr eine nicht geringe Beruhigung, ja eine aufrichtige Freude, wenn von dorther zuletzt immer wieder gute tröstliche Kunde kam. So vornehmlich während des mazzinistischen Terrorismus, im Jahre 1849. Im Herbst desselben Jahres meldete sie dem Freunde Steinle mit fast mütterlichem Stolz: „Ich habe unlängst Nachricht von unsern deutschen Klosterfrauen in Assis erhalten. Es sind in Rom schaudervolle Dinge geschehen, und der gute Wille dazu hat sich überall (auch in Assisi) gezeigt. Die guten Frauen haben aber alle Schreckmittel und Zumuthungen ganz tapfer abgewiesen, und sind ganz unversehrt durchgekommen; ja jene Banden sollen selbst geäußert haben: man kann diesen Deutschen nicht beikommen, sie beten zu viel. Möchten wir doch nur alle so recht zu dieser sichern Waffe greifen!"

Jenes Bürgermädchen, das sie einst, auf ihrer Reise nach Rom im Jahre 1829, als Candidatin von München mit nach Assisi nahm, war nun schon seit 1843 Oberin des deutschen Frauenklosters; es fügte sich, daß sie zu

dieser Würde gerade in demselben Jahre erhoben wurde, in welchem Emilie Linder in die katholische Kirche aufgenommen ward. Seitdem waren mehr als zwanzig bayerische Jungfrauen ebenfalls nach Assisi gefolgt, und die Oberin gab der hilfreichen Gönnerin alljährlich Kunde von Freude und Noth, von Wachsthum und Bedrängniß des Klosters. „Wunderbar sind die Wege und Anordnungen Gottes!“ heißt es in einem der gemüthlichen Dankbriefchen der M$^{\underline{a}}$ Catarina Schuster, Superiora delle Capucine Tedesche; „aber noch wunderbarer sind deren Ausführungen, es bringt uns immer einen heiligen Schauer, wenn wir mitsammen überlegen, was durch Ihren einfachen Besuch einst mit dem Herrn Schlotthauer und seiner Frau unserm Kloster zu gut gekommen ist. Denn dadurch wurde uns dieses Kloster entdeckt, und haben diesem Besuch unser beiläufig 30 Schwestern das Hiersein zu verdanken. . . . Und nicht bloß unser Hiersein, sondern auch einen guten Theil unseres Fortgangs haben wir nach Gott Ihrer Liebe und Güte zu verdanken.“ (Assisi, 18. Juli 1856.) Wenn der Dank beglückter Menschen ein Segen ist, die täglich Gott dafür preisen, daß sie „die wahre Arche des Friedens gefunden“, so ist der Künstlerin dieser Segen aus Assisi in reichem Maße zugeflossen. Ihr Name ist auch im Memoriabuch des Frauenklosters eingetragen, und so lange die geistliche Genossenschaft Bestand hat, wird sie dort fortleben als die „beste Gutthäterin“, wie sie in den zahlreichen Briefen der frommen Schwestern genannt wird, als ihre „liebe gütige Mutter in Christo“.

Selten hat Jemand von seinen reichen Einkünften einen großmüthigern Gebrauch gemacht, als Emilie Linder. Ihre Wohlthätigkeit war großartig. Ihr ganzes Wesen war Wohlwollen; was aber anfänglich eine natürliche Menschen-

freundlichkeit gewesen, wurde durch den religiösen Geist, der sie durchwehte, ein Theil ihrer Gottverehrung. Sie betrachtete sich gleichsam als den Verwalter des ihr von Gott anvertrauten Vermögens. Dabei besaß sie jene unzerstörliche Güte, die nie unwirsch wird gegen den Bittenden oder Sammelnden; sie gab mit immer gleicher Freundlichkeit. Zu gemeinnützigen Anstalten für die kranke und nothleidende Menschheit steuerte sie mit seltener Freigebigkeit. Im Mittelpunkt ihres persönlichen Interesses stand das Josephshäuschen in Regensburg, das kleine Hospital ihrer Herzensvertrauten A. Diepenbrock, in welchem sechs bis acht kranke, hilflose und in sonstigen Anstalten nicht unterzubringende Frauenspersonen Verpflegung fanden, und das vornehmlich durch Fräulein Linder unterhalten wurde. Es war ihr dort ein eigenes Stübchen vorbehalten, wo sie alljährlich einsprach und viele „erquickliche Stunden" verlebte. Einer gleich wirksamen Fürsorge und stets bereiten Hilfe hatte sich die katholische Gemeinde ihrer Vaterstadt Basel zu erfreuen. Aber auch was sie einzelnen Armen, die ihr empfohlen waren, und armen Familien gethan, muß beträchtlich gewesen sein. Ihr Großalmosenmeister Schlotthauer konnte davon erzählen.

Auch im einfachen Almosenaustheilen offenbarte sich ihr Zartgefühl. Verschämte Arme ließ sie nicht durch ihre Dienstboten mit dem regelmäßigen Almosen versehen, sondern sie übergab es ihnen selbst; einigen trug sie es am bestimmten Tage sogar in's Haus, und sie war darin geradeso pünktlich und gewissenhaft auf Tag und Stunde wie in allem Andern. Auch Weihnachten war in ihrem Hause ein Festtag der Armen[1]). Und wie oft sie als verborgen

---

[1]) Darauf bezieht sich das Gedicht von Clemens Brentano:

waltender Schutzgeist wirkte, konnten selbst ihr Nahestehende mehr errathen als beschreiben. Denn die Art ihres Wohlthuns war Geräuschlosigkeit, selige Heimlichkeit. Auf verschwiegenen Canälen hat sie oft in weite Fernen gewirkt, aufrichtend und Rettung bringend, wo die (geistige und leibliche) Noth am größten war. Manche Gabe floß so von ihr aus und ging dahin wie der Sonnenstrahl in ein krankes Herz. Wie viele Hindernisse hat sie da und dort einem ringenden Menschenkinde aus dem Weg geräumt, wie manche wackere gelähmte Kraft wieder in Bewegung gesetzt und neu belebt! Clemens Brentano nannte das (in einem Briefe an ihre Nichte Sophie Gonzenbach) ihre kleinen „Himmelsstückchen". Und ein anderer Eingeweihter, Melchior Diepenbrock, bemerkte in einer Zuschrift an Emilie Linder selbst: „Freude machen ist ja Ihre schönste Lebensaufgabe".

Bei dieser stillen Wirksamkeit in Kunst und Charität entzog sie auch dem öffentlichen Leben ihre Aufmerksamkeit nicht, und obwohl sie aus den natürlichen Grenzen ihrer Sphäre nie heraustrat, überhaupt eine zu friedliebende Natur war, um sich in den Streit der Parteien zu mischen, so hat sie doch bis in's letzte Jahr allen großen kirchlichen und politischen Fragen eine lebendig rege Theilnahme bewahrt. Die gewaltigen Wandlungen in der Geschichte der Gegenwart, welche in das letzte Viertel ihres Lebens fielen — wen hätten sie nicht erschüttern müssen! So großen Kummer sie aber empfand über den herrschenden Macchiavellismus der Zeit, über die Verruchtheit der revolutionären Treiber und das erbärmliche Gewirre der

---

„Bescheerung der Armen an die Wohlthäterin", das jetzt der Sammlung seiner geistlichen Lieder (I. 516) eingereiht ist.

Menschen, über die Untergrabung aller sittlichen Gewähren in Staat und Gesellschaft — Muth und Hoffnung blieben in ihr immer obenauf. Auch die Bedrängnisse der Kirche und des Papstes erfüllten sie wohl mit tiefer Betrübniß, aber ängstigten sie nicht. Sie hatte den rechten Maßstab und Trost für die Beurtheilung der Völkergeschicke. Als die Revolutionsstürme von 1848—49 wütheten und ihre Verheerung über Deutschland und Italien ausbreiteten, sagte sie: „Die Erfahrung aller Geschichte und der Trost ist: daß Gott die Menschen bis auf einen gewissen Punkt gerathen läßt, wo die Vollendung recht offenbar wird; dann aber mit mächtiger Hand das: Bis hieher! bezeichnet, Und wenn seine Kirche gerüttelt wird, ist es uns Allen heilsamer als auf weichem Ruhekissen liegen."

Ebenso hielt sie in den drangvollen Zeiten der sechziger Jahre ihre Zuversicht aufrecht. Bei dem Passionsspiel in Oberammergau, dem sie „mit den Ringseis" im Jahre 1860 beiwohnte, dachte sie an „das grandiose Passionsspiel unserer Zeit". „Es liegt etwas so furchtbar Großes in den jetzigen Weltereignissen", schrieb sie an ihren Freund in Frankfurt, „daß aber auch zugleich etwas Erhebendes das Gemüth erfüllt, was über das kleine Erdenleben hinüberträgt. Wie hat sich doch schon das Bild des heiligen Vaters so ernst vergeistigt, daß man schon die Weihe des Martyrers herausfühlt. Wie viele werden ihm als Martyrer zu folgen haben! Ob wir den Sieg hier auf Erden erleben werden? — in meinem Alter ist eigentlich nicht daran zu denken; und dennoch erfüllt mich so oft eine innere Freudigkeit auf diese glorreiche Zeit. Aber ich sage mit Ihnen: die Hauptsache ist, daß wir in den Himmel kommen; gebe es Gott!" Auch die deutsche Jammerzeit des Jahres 1866 lebte sie noch mit ihrer ganzen lebendigen

Theilnahme durch. Sie nahm die furchtbare Katastrophe als schwere Prüfungen auch für ihre persönlichen Gefühle und Hoffnungen, und erkannte in ihr den Anfang zu noch größern. „Für mich", schrieb sie demselben Freunde um Neujahr 1867, „ist das Hoffen auf irgend eine Zukunft nun vorüber; für dieses Leben darf ich mir keine Täuschungen mehr machen — aber Gottes Barmherzigkeit für den Einzelnen ist jedenfalls noch immer offen und groß, jedem zugänglich und jedem ersprießlich. Sie gehören jedenfalls zu den Jüngern und können noch ein künftiges Morgenroth für unser deutsches Vaterland ahnen. Der Schluß der jetzigen Katastrophe, so sehr er in bodenloses Verderben eilt, wird dennoch nicht zu dem Resultat ge langen, in den es der Fürst des Verderbens stürzen will. Gott steht denn doch über all' dem; das ist auch sicher. Die Zukunft wird eine andere, ganz andere werden, wie wir sie weder errathen noch ahnen können; auch die Zukunft der Kirche. Aber sie wird Gottes sein; das genüge uns."

Ihr Leben war der lichte Gegensatz zu der Zerrissenheit, Unruhe und hoffärtigen Eigensucht unserer Zeit. Sie bot den Augen derer, die um sie lebten, das Bild einer im Glauben gefesteten, selbstlosen, umfriedeten Menschenseele. Demuth, Gottvertrauen und Barmherzigkeit: in diesem Grundakkord bewegte sich ihr Tagesleben. Das Alter, das an guten Menschen auch die kleinen Mängel und Härten abstreift, machte sie noch geduldiger, billiger, sanfter. Ihre Liebe zur Einfachheit ging im Verhältniß zu ihren Mitteln weit: im eigenen Haushalt wohlgeregelte, ja genaue, fast scrupulöse Sparsamkeit, in der äußern Erscheinung schmucklose, fast unansehnliche Schlichtheit. Aber von ihr galt das Dichterwort:

„Sie sah den Segen ein, gering zu sein." (Shakespeare)

Indem sie sich selber versagte, gab sie mit vollen Händen der Armuth und der Noth, der Kunst und der Kirche. Mitten im Reichthum schien sie selbst ein Leben freiwilliger Armuth und Enthaltsamkeit zu führen.

Emilie Ringseis, ihr Pathenkind, bemerkt in einer Schilderung ihrer äußeren Erscheinung:

„Gleichwie sie in ihrer Kleidung, bei aller Bescheidenheit unabhängig, der Mode kaum oder von ferne folgte, und nie in Dingen, die ihr unvernünftig schienen, so war auch in ihrer ganzen Weise zu sein nichts launisch Wechselndes bemerkbar. Von Zügen nicht regelmäßig, ward ihr Angesicht den Freunden lieb durch den Ausdruck von Milde, Festigkeit, zuverlässiger Güte und klarer Verständigkeit, der so ganz ihrem Innern entsprach. Das schöne wellige Haar trug sie noch ergraut in derselben einfachen Weise geschlungen, wie da es jugendlich braun erglänzte; nur war das Sammtbändchen, welches früher es um die charaktervolle Stirne festhielt, einer altersgemäßen Bedeckung gewichen. Während es sie erfreute, Anderen schöne Stoffe und Gegenstände angemessenen Putzes zu bescheeren, hab' ich sie selbst nur in grauen oder schwarzen Kleidern gesehen, gut und fein von Zeug, sorgfältig geordnet, aber von höchster Einfachheit, den Freundinnen manchen Anlaß zu neckender Bemerkung gebend. Im Hause bezeichneten sie am Morgen noch gewöhnlich das Schürzchen mit Schlüsselbund und die schützenden Malerärmel als die Hausfrau und ausübende Künstlerin[1])."

Sie bewegte sich in gemessenen Formen, aber die innere, sittliche und religiöse Harmonie verbreitete über ihr Sein und Thun einen Schimmer von Liebenswürdigkeit,

---

[1]) Nach einer handschriftl. Aufzeichnung von Emilie Ringseis.

welcher immer der Abglanz reiner Güte und einer Frömmigkeit voll Demuth ist. Von Sailer stammt das Wort: „Freude macht schön, und ein stilles Gemüth kann viel Freude beherbergen."

Abt Haneberg sagte in dem schönen Nachruf am Grabe der Seligen: „Sie schien in den letzten 23 Jahren ihres Lebens mit den frömmsten ihrer klösterlichen Freundinnen und Töchter in Assisi wetteifern und sie übertreffen zu wollen — so geregelt, so unablässig war ihr Gottesdienst; obwohl ihre Freunde wenig davon inne wurden. Wie viel sie in aller Stille hiefür gethan, ist jetzt erst nach ihrem Tode an den Tag gekommen." Es genügt hier wohl die Andeutung, daß sie im Jahre 1851 sich von der Oberin in Assisi die Tagesordnung des Klosters und die Reihenfolge der gewöhnlichen geistlichen Uebungen aufzeichnen ließ. Ihr religiöses Leben vereinigte sich gänzlich mit dem der Kirche; sie fühlte die bedeutungsvolle Schönheit und Symbolik der kirchlichen Festordnung, und schloß sich auf's innigste mitfeiernd an sie an. Zu diesem Zwecke hielt sie sich auch das Direktorium der Diöcese, und ihr liebstes Gebetbuch war das Missale. Ihre Sprachkenntniß kam ihr hiefür zu statten, indem sie zu den modernen Sprachen auch noch lateinisch gelernt und mit dem nöthigen Fleiß soviel sich angeeignet hatte, daß sie der Kirchensprache mit Verständniß folgen konnte[1]). Ein Zimmer ihrer geräumigen Wohnung, mit dem herrlichen

[1]) Cardinal Diepenbrock schrieb ihr einmal (1850) von einer Dame (Gräfin Hahn-Hahn), welche sich mit der Erlernung der lateinischen (Kirchen-) Sprache beschäftige, „ein würdiges Studium", und setzt dann in freundlichem Scherz hinzu: „Haben Sie es nicht auch einmal begonnen? Ich meine, Clemens erzählte mir einmal davon. Sie sind aber wohl nicht weiter gekommen, als bis zur

Altar von Eberhard (der „Triumph der Kirche"), war zu einer kleinen Kapelle eingerichtet und durch Verwilligung des Ordinariats seit 1847 mit einer Messelicenz begabt; am Jahrestag ihres Eintritts in die Kirche pflegte sie an diesem Hausaltärchen die heilige Communion zu empfangen; auch der Bischof Valentin Riedel von Regensburg hat öfters in der Kapelle Messe gelesen[1]). Täglich widmete sie hier einige Zeit der Meditation und las aus der heil. Schrift. Die Lieblingsstätte ihrer gottesdienstlichen Andacht war das Herzogspital-Kirchlein, das sie zweimal des Tages, in der ersten Morgenfrühe und wieder gegen Abend besuchte. Auf dem Musikchor hatte sie seit Jahren ein unbemerktes Plätzchen inne, wo sie Tag für Tag, bei jeder Witterung und Jahreszeit erschien und ein paar Stunden dem Gebet oblag.

Mehr und mehr mit den Jahren zog sie sich von der Welt zurück und suchte das „Verborgensein in Gott". Der Heimgang so vieler Freunde und andere Erlebnisse traten als leise Mahnungen an sie hin, die in ihrem Gemüth nicht mehr verklangen. Sie erkannte darin einen neuen Grund, die gütige Führung Gottes in ihrem Leben bis an's Ende in Ergebung zu preisen. „Ich halte es", schrieb sie, „für eine große Gnade Gottes, daß er mich so langsam auf die ernste Stunde vorbereitet." Jahrelang zuvor rüstete sie sich zur christlichen Bereitschaft für

---

mensa, und die mensa Domini genügt Ihnen mit Recht!" Sie ist indessen doch etwas weiter gekommen; in ihrem Nachlaß fanden sich verschiedene lateinische Uebungshefte von ihrer Hand, in Gesellschaft der Grammatik des biederen alten Bröder.

[1]) Diesen Hausaltar vermachte Emilie Linder dem katholischen Spital in Basel, zu dessen Errichtung sie ebenfalls freigebig beigesteuert hat.

die letzte Fahrt und wünschte nur, daß es „ein gutes Sterbstündchen" werden möchte. Alle ihre zeitlichen Angelegenheiten hatte sie mit der gewohnten Pünktlichkeit bis in's Kleinste geordnet und nichts war vergessen; auch über ihr Begräbniß und den zu haltenden Gottesdienst hatte sie Bestimmungen gemacht. Die Anordnung über den letztern Punkt, mit kräftiger, schöner, freier Hand geschrieben, ist schon vom 7. Oktober 1865 datirt. Auch in ihrem Stübchen zu Regensburg, wo sie noch im Spätherbst 1866 mehrere Wochen bei der geliebten Apollonia Diepenbrock geweilt, hatte sie genaue schriftliche Weisungen hinterlassen, welche jene nach ihrem Tode vorfand. „Sie schien eine Ahnung zu haben von ihrem nahen Ende, und ging besonders gerührt von hier weg," schrieb die gute „Appel" an Luise Hensel (21. Febr. 1867) und fügt hinzu: „Emilie war mir Schwester, Freundin und Wohlthäterin."

Am Feste der heiligen drei Könige 1867 war Emilie Linder zum letztenmale in ihrem lieben Kirchlein am Herzogspitale. Nur einige Wochen zuvor hatte sie zu kränkeln angefangen, jetzt zeigte sich unerwartet ein Ansatz von Wassersucht. Die Kranke erkannte ihren Zustand mit christlicher Fassung, wenn sie auch noch nicht sogleich alle Lebenshoffnung aufgab. „Nun ist also meine Hauptaufgabe, daß ich mich füge und Geduld lerne; Gott wolle mir dazu behülflich sein": so schrieb sie zu Ende Januar — es war ihr letzter Brief an Steinle. Ihre Freundin Apollonia kam am 5. Februar von Regensburg herbeigeeilt, und diejenige, die vor 23 Jahren an ihrer Seite gestanden als sie in den Schooß der Kirche aufgenommen ward, sollte nun auch an ihrem Sterbebette stehen. Die Kranke wünschte, daß die Freundin eine Woche bei ihr bliebe, und gerade nach einer Woche starb sie. Während ihrer

kurzen Krankheit genoß sie noch einen besondern Trost an ihrem Hausaltare, an dem nun, zu ihrer großen innigen Erbauung, ihr würdiger Beichtvater, Inspektor Meixner am Herzogspital, mehrmals die heil. Messe celebrirte. Vom Eberhard-Altar aus, an dem sie einst das erste Bekenntniß ihres katholischen Glaubens niedergelegt, vor dem sie alljährlich diesen Freudentag in seliger Andacht wiedergefeiert — empfing sie jetzt auch die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung. Noch einmal wurde dann auf ihren Wunsch am Apollonientage (9. Februar) in dem Kapellchen die heilige Messe gelesen; es war die letzte, die sie hörte, „die letzte Vereinigung der beiden Freundinnen im Sakramente". Sie schien sich jetzt auf das Scheiden zu freuen wie auf eine Heimkehr. Als eines Morgens der Geistliche eintrat, breitete sie die Arme aus und rief: „Darf ich, darf ich heim gehn?" — „Ja, der Schutzengel geht mit Ihnen und führt Sie in die Heimat!" war die Antwort. Da schwieg sie, blieb in innerer Sammlung und redete überhaupt nur wenig mehr. Sie nahm noch an Allem Theil; wenn man betete, betete sie mit, blickte die ihr nahe kommenden freundlich an, dankbar für jeden Liebesdienst, blieb aber meistens still in sich gekehrt.

Am Tage vor ihrem Verscheiden raffte sie noch einmal ihre Kräfte zusammen, um mit mühsamer Anstrengung noch einige Wünsche kundzugeben, die letzten, die sie für dieses irdische Leben hatte. Sie erinnerte sich eines trefflichen, ihr persönlich werthen Künstlers, Prof. Ed. Ille, von dem sie schon länger ein Bild gewünscht hatte, um es ihrer Sammlung einverleiben zu können; sie ließ ihm jetzt eine beträchtliche Summe aushändigen für ein geschichtliches Bild, das für das Basler Museum noch gemalt werden sollte und im folgenden Jahr auch ausgeführt wurde. Auch die Zukunft

ihrer Armen, die kleine Unterstützungen empfingen, beschäftigte sie; sie wünschte, daß diese Unterstützungen noch eine Weile fortgesetzt werden möchten, bis die Armen andere Wohlthäter gefunden haben können. Ihr letztes Gespräch bewegte sich um Jerusalem. Sie gedachte der Wächter beim heil. Grabe (vom Orden des heil. Franziskus) und des Sions-Vereins, denen sie beiden jährliche Gaben zufließen ließ und die sie auch jetzt nicht vergaß. So hatte dieses Leben den würdigen Schluß. Die letzte geistige Thätigkeit war, wie allezeit, auf Liebeswerke, auf Kunst und Religion gerichtet. Mit dem Blick auf Jerusalem und das Grab des Erlösers ging sie dem neuen Jerusalem entgegen. Ihr Ende war das Einschlummern eines Kindes. In der ersten Morgenfrühe des 12. Februar 1867 schlief sie ohne allen Todeskampf ein, sanft, still, friedevoll. „Ach, es war so stille, so sanft, so eigenthümlich, daß ich's nicht beschreiben kann" — schließt die Zeugin dieser letzten Stunden, A. Diepenbrock, ihren Bericht an Edward Steinle.

Ein Mann, der besonders im Vertrauen der Verewigten gestanden (Hr. Geistl. Rath Meixner), sagte: „Nach ihrem Tode war ich Zeuge von vielen Thränen der Unterstützten und erhielt Kenntniß von wahrhaft fürstlicher Wohlthätigkeit, von der Niemand außer Gott und den Armen wußte." Diese Thränen folgten ihr, mit all' den unzähligen, die sie schon im Leben getrocknet. Am Nachmittag des 14. Februar bewegte sich ein langer Trauerzug, die Elite der katholischen Gesellschaft Münchens und eine Menge armer Leute, der Armenpflegschaftsrath vertreten durch den ersten Bürgermeister der Stadt, von dem freundlichen Eckhause der Karlsstraße, wo sie zuletzt gewohnt, nach dem Friedhofe, um der edlen Freundin der Kunst und der Armen das letzte Ehrengeleite zu geben; ihr

langjähriger Freund, Herr Abt Haneberg, sprach den Segen der Kirche über ihre Ruhestätte, die nicht weit vom Grabe Möhlers liegt[1].

Auf ihr Grab wünschte sich die Verewigte, auch darin sich selber getreu, nur ein ganz einfaches Kreuz von Stein, und auf den Sockel sollte, so lautete ihre schriftliche Anordnung, nichts als das Wort geschrieben werden: „Auf Gottes Barmherzigkeit vertraut die hier Ruhende." Gewiß das einfachste, aber durch Schlichtheit redende Zeichen von einem Dasein, dessen innerster Kern Demuth und Gottvertrauen, dessen äußere Bethätigung die lautere Barmherzigkeit gewesen. Auch auf sie darf mit Zuversicht das Wort angewendet werden, das Brentano einst einer andern dahingeschiedenen Freundin in jenem schönen Requiem nachgesungen, wo er sagt:

„Der dem Alles wir bereiten
Was den Armen wir erweisen,
Hat in den acht Seligkeiten
Ihr Barmherzigkeit verheißen."

Der edle Sinn, der sie durch ein Leben von siebzig Jahren geleitete, lebt auch in ihren Vermächtnissen fort. Die Hälfte ihres bedeutenden Vermögens hat die Verewigte wohlthätigen und kirchlichen Zwecken bestimmt, namentlich Schulen und Krankenanstalten, und als treue Schweizerin hat sie vorzugsweise ihre Heimat bedacht. Die namhafteste Summe (200,000 Frcs. alter Währung) ist dem

[1]) Heute ist ihre Ruhestätte nicht mehr auf dem Münchener Friedhof. Auf den Wunsch des Bischofs von Basel-Solothurn wurden — wie in den Erinnerungen von Ringseis berichtet wird — vor etwa zehn Jahren die Gebeine der Verewigten erhoben und nach Basel übergeführt. Nun ruht sie „in der Krypta einer großentheils aus ihren Mitteln dort erbauten katholischen Kirche".

Bischof von Basel für seine Diöcese vermacht. Ihre Kunstschätze wurden mit wenigen Ausnahmen dem Basler Museum einverleibt, zu dessen Gründung sie nicht wenig beigetragen und das sie schon bei Lebzeiten im ächten Patriziersinne reich bedacht hatte. Ein eigener Lindersaal birgt jetzt die Sammlung der großmüthigen Künstlerin und Kunstgönnerin.

In diesen kirchlichen und Kunststiftungen hat sich Emilie Linder ein Denkmal gesetzt, das ihr Andenken im Segen erhalten wird; und dieses Ehrenmal ist nur der Grenzstein einer Lebensbahn, die mit Werken der Charitas dicht bezeichnet ist. Wahrlich ein inhaltreiches, stätiges, vom Anfang bis zum Ausgang harmonisches Leben!

Wer in trüben wirren Tagen das Bild einer ächten, durch das Christenthum veredelten und verklärten Humanität sucht, werth einem jüngern Geschlecht vergegenwärtigt zu werden, wird mit ruhiger Zuversicht auf das Leben der heimgegangenen Emilie Linder hinweisen dürfen und sagen: es war ein edler, uneigennütziger, ganzer Charakter, ein Gemüth von seltener Reinheit und Innigkeit; es war eine schöne, lautre Seele, die ihren Glauben durch die Liebe bewährte.

Inhalt.

Geschichte der Franziskaner in Bayern nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Von P. Parthenius Minges. O. S. Fr., Lektor. 1896. 8°. 20 Bogen. Mk. 5.—.

Geschichte der marianischen Congregation in Bayern. Von M. V. Sattler. 8°. 1865. VI und 437 S. Mk. 2.—.

Erinnerungen an Dr. Daniel Bonifazius Haneberg, Bischof von Speyer. Mit Porträt. Von Dr. P. Schegg. 1878. 8°. 240 S. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.20.

Otto der Erlauchte, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern. Von Dr. F. A. W. Schreiber. 1861. 8°. 295. S. Mk. 2.40.

Max Joseph III. der Gute, Churfürst von Bayern. Von Dr. F. A. W. Schreiber. 1862. 8°. 276 S. Mk. 2.40.

Geschichte des bayerischen Herzogs Wilhelm V. des Frommen nach Quellen und Urkunden dargestellt. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte von Dr. F. A. W. Schreiber. 1860. 8°. 330 S. Mk. 2.40.

Der Begleiter durch und um Unser Lieben Frauen Dom- und Pfarrkirche zu München. Ein ergötzlich und belehrend Handbüchlein, drinnen Fremde ebenso wie Münchener Kinder alles aufgezeichnet finden können, was sie von diesem altehrwürdigen Gotteshause, seinem Baue, seinen Altären, Grüften, Thürmen und Denkmälern vom Standpunkte der Geschichte, der Kunst und der Sage gerne wissen möchten, herausgegeben von A. Mayer, weil. Benefiziat. 1894. 8°. 244 S. Mit 1 Abbildung. Mk. 1.40.

Die Kelchbewegung in Bayern unter Herzog Albrecht V. Ein Beitrag zur Reformations-Geschichte des XVI. Jahrhunderts. Aus archival. Quellen bearbeitet von Dr. Al. Knöpfler, Univ.-Professor. 8°. VII, 223 und 129 S. mit 1 Taf. Mk. 3.—.

Thaddäus Siber's Selbstbiographie bis zum Jahre 1803. Mit Porträt. Herausgegeben von M. Rottmanner, Gymn.-Rektor. 1896. XVIII und 60 S. 8°. Mk. 1.20.

Nationale Verlagsanstalt, Buch- und Kunstdruckerei, Act.-Ges., München.

Druck: Nationale Verlagsanstalt, Buch- und Kunstdruckerei, Act.-Ges., München.

Vögl